12/1986 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Unsere Stimme am 8. Juni den Kandidaten des Volkes!

Das Steckdosenauto

Ideen eines Handwerksmeisters und Volkskammerkandidaten

Dame mit Schirm

Barbara Harzbecker – mehr als 5000mal vom Himmel gefallen

Liebe zu diesem Land

Bei dem Liedersänger Kurt Nolze in diesen Tagen

★ Inhalt

8. Juni
Volkskammerwahlen
Ekkehard Schweitzer: Handwerksmeister und Volkskammerkandidat **Seite 4**

Natur und Umwelt
Schnorcheln im Riff – Korallenforschung vor den Küsten Kubas **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wirtschaft
Strom-Millionäre in kasachischer Steppe – Bildbericht vom Bau einer Hochspannungsleitung **Seite 16**

Wissenschaft
Luftspiegelungen am Horizont **Seite 20**

Astronomie
Weltraumteleskop „Astron" **Seite 23**

mobile **Seite 24**

Memoiren
Erinnerungen von Wolfgang Langhoff **Seite 26**

Serie
Tatsachen, Hintergründe, Personen aus der Geschichte der Abrüstung **Seite 28**

Literatur
Hermann Kant zum 60.: Mykolas Sluckis gratuliert **Seite 30**

Arbeiterfestspiele
Probenabend beim Berliner Kammerchor „Carl von Ossietzky" **Seite 32**

Erzählung
Ferenc Molnár: „Wiegenmärchen" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Das Tierhäuschen **Seite 40**

Polemik
Die Ansichten der Mrs. Kirkpatrick **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Sport
Geschichten um eine mutige Frau, die zwischen Himmel und Erde schon viermal Gold fand **Seite 46**

Reportage
Im Reich der Stille **Seite 52**

Titelfoto:
Detlev Steinberg fotografierte den Liedermacher Kurt Nolze in dem mecklenburgischen Dorf Lübstorf.

Redaktionsschluß für dieses Heft: **2. 6. 1986**

★ Im Blickpunkt

Der Fotograf sagte mir: „Das war ein Schnappschuß in Berlin-Marzahn." Nun liegt ihr Bild neben meiner Schreibmaschine: diese gebündelte herausfordernde Unbekümmertheit der Jugend! Kinder können sich nicht aussuchen, ob und wann und wo sie geboren werden. Mir scheint, diese da hatten Glück: Sie kamen in jenem Drittel der Erde zur Welt, wo man die Kinder auf Händen trägt. Sie kamen in einem Staat auf die Welt, an dessen Wiege der Frieden geschworen wurde. Sie kamen in einer Zeit auf die Welt, wo unserem Land aus der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik Flügel wachsen. Sie üben ihr Abc an Nachrichten unserer bewährten Politik, die das Glück planbar gemacht hat. Das ist guter Boden für junge Bäume!

Mag sein, daß die Steppkes noch gar nicht ahnen, was es heißt, daß wir ihnen das Jahr Zweitausend in die Schultasche gelegt haben. Der eine kann dann durch einen Knopfdruck auf die Hydraulik mehr Lasten heben als der Riese Herkules in der altgriechischen Sage. Der andere kann dann durch die Meßgeräte einer Schaltwarte sekundenschnell herauskriegen, was am entferntesten Punkt des Kombinates passiert. Der dritte kann dann durch einen Druck am Computer das gespeicherte Wissen eines ganzen Industriezweiges abfordern. Aber die drei müssen wissen, welche Taste zu drücken ist. Sie müssen verstehen, was sie damit auslösen. Sie werden nicht unwichtiger, sondern wichtiger dadurch! Zu den Werkzeugen erhalten sie auch „Denkzeuge", damit ihre Arbeit hundertfachen Nutzen bringt.

Wir sind kein Ölstaat. Wir haben keine Goldgruben. Wir müssen den Grips vergolden, der in unseren Köpfen steckt. So – und nur so – wird es möglich sein, dem Sozialismus durch die Beschleunigung der sozialökonomischen Entwicklung immer mehr Gesicht und Gewicht zu geben und mit der Macht der Vernunft den Frieden dieses Planeten zu sichern.

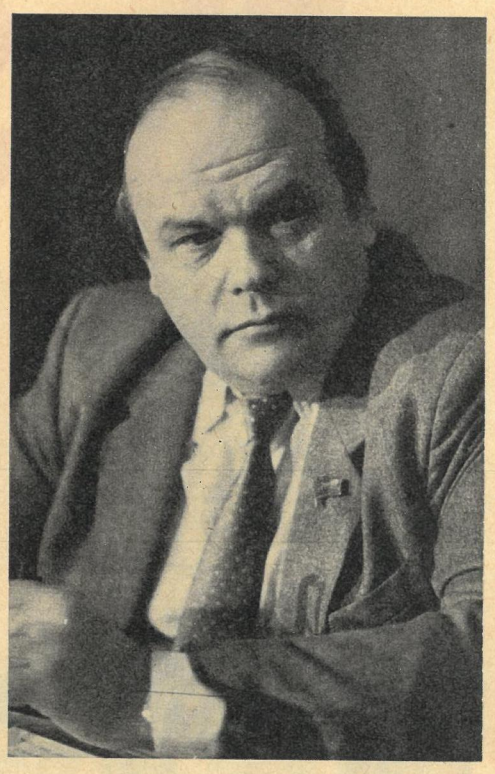
Als Michail Gorbatschow zum XI. Parteitag der SED in Berlin war, da hat er bei seinem Rundgang mit Erich Honecker in unseren Neubauvierteln genau solche Dreikäsehochs wie auf unserem Bild getroffen. Er hat mit ihnen gescherzt und Ball gespielt. Beide Politiker haben anschließend von der Tribüne unseres Parteitages den historischen Vorschlag bekräftigt, wie diese Welt bis zum Jahr Zweitausend von allen Massenvernichtungswaffen befreit werden kann. Damit das kleine Glück der Familien unantastbar wird durch das große Glück der Menschheit!

Günter Herlt

Foto: Mahmoud Dabdoub

Kiek–indiewelt und das Jahr 2000

Fragen an Professor Welichow



Akademiemitglied Jewgeni Welichow, Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, gehört zu den weltweit renommiertesten Gelehrten auf dem Gebiet der Kernphysik. Schon 1978 unterbreitete der damals gerade 43jährige Forscher – verantwortlich für das sowjetische Kernfusionsprogramm – im Namen der UdSSR-Regierung das Angebot, auf internationaler Basis einen Fusionsreaktor zu bauen, der nicht nur ohne radioaktive Abprodukte arbeitet, sondern auch die Energieversorgung der Menschheit gefahrlos auf lange Sicht sicherstellen könnte. Eine Offerte, die im vergangenen Herbst beim Besuch des Generalsekretärs des ZK der KPdSU, Michail Gorbatschow, in Paris und bei seinem Gipfeltreffen mit dem amerikanischen Präsidenten in Genf offiziell bekräftigt wurde. FREIE-WELT-Korrespondent Dr. Dietrich Pätzold sprach mit Professor Welichow dieser Tage in Moskau.

– Sie sind gerade aus Tschernobyl zurückgekommen, wo Sie der Regierungskommission als wissenschaftlicher Berater mehr als zwei Wochen lang zur Seite standen. Wie ist dort die Situation?

– Man kann mit aller Bestimmtheit sagen, daß der beschädigte Reaktor völlig zum Erliegen gekommen ist. Nunmehr geht es darum, den Reaktor absolut sicher „zu versiegeln", jegliche – wenn auch nur rein theoretische – Gefahr des Entweichens von radioaktiven Emissionen für immer auszuschließen. Dem dienen auch die prophylaktischen Arbeiten am Fundament des Reaktors. Ich möchte noch hinzufügen: Die Folgen der Havarie müssen eine Warnung dafür sein, welche verheerenden Kräfte im Atom stecken. Ihre bewußte Freisetzung als Kampfwaffe wäre eine unvorstellbare Katastrophe, mit der niemand mehr fertig werden würde. Der verstärkte Kampf gegen die Liquidierung aller Kernwaffen ist einfach ein Gebot der Menschlichkeit.

– Wie sehen Sie nunmehr die Rolle der Kernenergetik bei der weiteren Entwicklung der Weltwirtschaft?

– Im Uran ist eine unvergleichlich große Energiemenge gespeichert. Sie auf noch sichereren Wegen freizusetzen und zu nutzen, muß man alle Anstrengungen unternehmen. Natürlich stellt sich manche neue Frage. Ich bin aber davon überzeugt, daß die Kernenergetik weiterhin eine große Rolle bei der Energieversorgung der Menschheit spielen wird. Insbesondere, wenn die Energie der Kernfusion technisch nutzbar wird, woran jetzt intensiv gearbeitet wird.

– Werden sich also auf die internationale Zusammenarbeit bei der Kernfusionsforschung auch die Sicherheitsprobleme bei der Kernspaltung auswirken?

– Das wäre nur zu logisch. Andererseits muß man aber die politische Situation in der Welt sehen. Bekanntlich hat die Sowjetunion vorgeschlagen, die internationale Kooperation auf diesem Gebiet zu forcieren und gemeinsam einen Fusionsreaktor zu bauen, an dem alle wichtigen technischen Fragen zusammen gelöst werden könnten. Bisher war die Reaktion darauf in gewisser Weise positiv, doch eine endgültige Entscheidung steht noch aus.

– Der Generalsekretär des ZK der KPdSU, Michail Gorbatschow, hat sich dafür ausgesprochen, die Rolle der internationalen Atomenergiebehörde zu erhöhen. Was können Sie dazu sagen?

– Das ist, meine ich, ein sehr wichtiger Vorschlag. Sie wissen, daß wir die Experten der internationalen Organisation nach Tschernobyl eingeladen hatten. Ich selbst bin mit ihnen im Hubschrauber über das Kraftwerksgeläde geflogen. Wir gingen gemeinsam bis auf wenige hundert Meter an den beschädigten Reaktor heran und besprachen die getroffenen Maßnahmen. Außerdem übermittelt die Sowjetunion regulär entsprechende Meßdaten, wie das vereinbart wurde. In Zukunft, denken wir, muß das ganze System international verstärkt werden.

– Sie stehen noch immer unter dem Eindruck der Arbeit am Unglücksort…

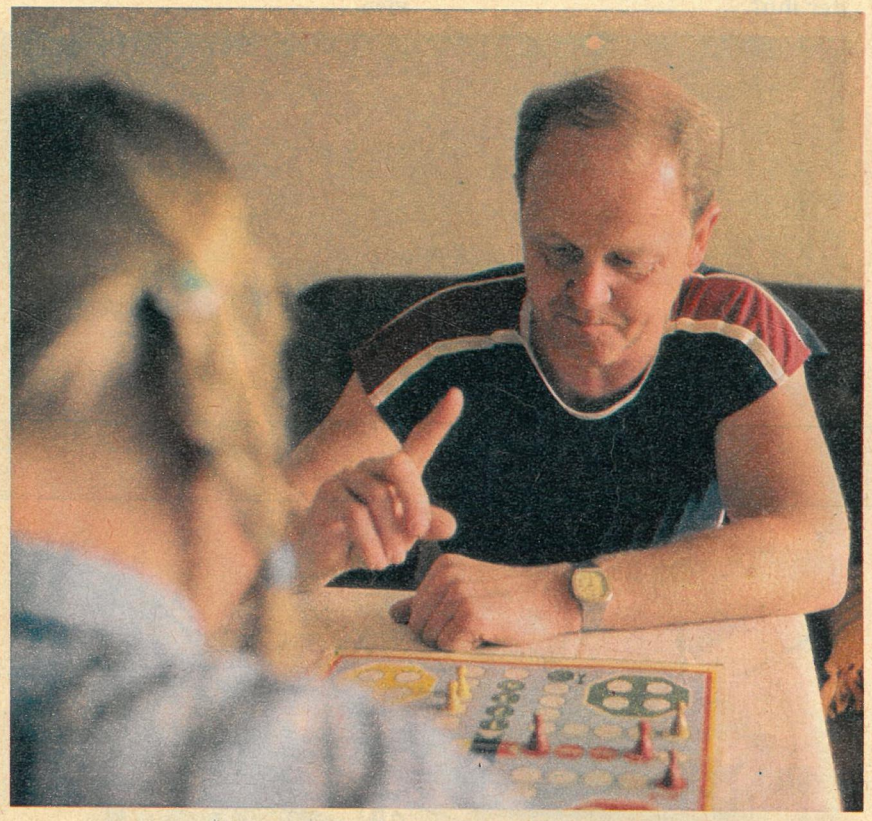
– Was an menschlich Großartigem besonders in den ersten Tagen nach der Havarie geleistet wurde, ließ sich nur erahnen, als ich am 3. Mai im Kernkraftwerk eintraf, nachdem wir in den Tagen zuvor alle theoretischen Fälle durchgerechnet und experimentell abgesichert hatten. Tag und Nacht lief die Arbeit, jeder gab, was er konnte: der Minister Schulter an Schulter mit dem Arbeiter und Soldaten.

Ein Schweitzer in

Hagenow

Volkswahlen am 8. Juni: Den Kandidaten des Volkes gehört unser Vertrauen!

„Mensch, ärgere Dich nicht!", sagt Fritzi zum Vater, und wirft mit elegantem Schwung seine Figur vom Brett. Triumphierend sieht sie ihn an. Er hat verloren. Die Freude über den Sieg steht ihr im Gesicht geschrieben. „Mensch, ärgere dich nicht…" – Jeden Abend, an dem er Zeit hat, nimmt Ekkehard Schweitzer sie sich, um mit Fritzi zu spielen. Er sagt: „Aus erzieherischen Gründen…"
Aber ich habe den Verdacht, ihm macht die Sache selber großen Spaß. Fritzi ist das Nesthäkchen. Zehn Jahre alt ist die Tochter. Seine beiden Söhne sind längst aus dem Haus.
„Der eine studiert in Rostock Meeresbiologie", erzählt er, „der andere ist gerade für drei Jahre bei der Armee. Danach wird er Forstwirtschaft in Tharandt studieren. Nur Fritzi ist noch im Haus… Und da meine



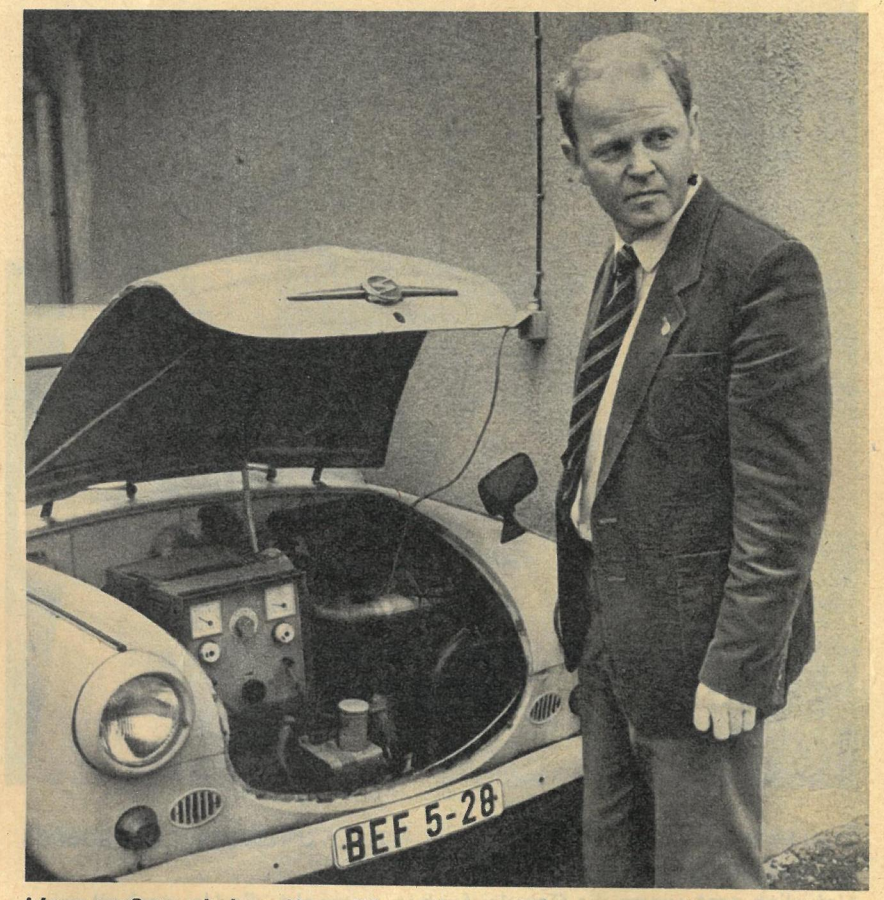
Frau sehr oft Nachtdienst hat, sie ist Ärztin, vertreiben wir uns abends die Zeit häufig mit Brettspielen…"
Natürlich erst, wenn die Schulaufgaben gemacht, die Hausarbeit erledigt, die täglichen Pflichten erfüllt sind. „Wir haben unseren Kindern nie Zucker in den Hintern geblasen", sagt Ekkehard Schweitzer. „Ein Moped zur Jugendweihe, das ist bei uns nicht drin… Die Kinder sollen es sich erarbeiten, Leistung schätzen lernen. Mit diesem Prinzip sind wir immer gut gefahren."
Wir sind in Hagenow. Selbst auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden: Das mecklenburgische Städtchen ist berühmt für den Käse, den es produziert. Gemeint ist nicht irgendeine Abart des Oberbegriffs „Murks", sondern Käse im wahrsten Sinne des Wortes. Der Stoff mit dem besonderen, von Liebhabern geschätzten Schmelz, 45 bis 60 Prozent fett, streichfähig und geschmacksveredelt mit Champignons. Oder mit Salami. Oder mit Kräutern. Rund die Hälfte aller Schmelzkäsesorten der DDR kommt aus Hagenow. Daraus den Schluß ziehen zu wollen, die Stadt wäre ein Schmelztiegel, in dem das Leben zischt und brodelt, ist verfehlt.

Ein Beitrag von Bernd Siegmund (Text) und Detlev Steinberg (Fotos)

Ein Schweitzer in Hagenow

Eine Festschrift, im Jahre 1970 herausgegeben zum 600jährigen Stadtjubiläum, zeichnet folgendes Bild. Höhe über NN: 22 Meter. Fläche: ca. 7520 Hektar. Charakter: Kleinstädtisch mit sich entwickelnder Industrie.

Hagenow ist eine ruhige Stadt. Hier kennt jeder jeden. So sagt man wenigstens. Aber natürlich stimmt das nicht. Denn immerhin leben 15 000 Menschen in dieser Stadt. Einer von ihnen – wir wissen es bereits – heißt Ekkehard Schweitzer. – Wenn schon nicht jeder jeden kennt, vielleicht kennt jeder ihn?



Ideen muß man haben: Umweltfreundlich und Benzin-unabhängig, so sind die Mechaniker in Hagenow mit dem Steckdosen-Trabbi unterwegs.

Wir fragen in der Drogerie: „Verzeihung, ich suche einen Herrn Schweitzer. Können Sie mir vielleicht sagen…“ „Schweitzer? Meinen Sie den von der PGH ‚1. Mai‘…“

Wir fragen im Hotel „Mecklenburger Hof“: „Ekkehard Schweitzer? Der von der NDPD?“

Wir fragen in der Kaufhalle „Neue Heimat“: „Schweitzer? Sie meinen unseren Volkskammerabgeordneten?“

Ja, genau den meinen wir! Ekkehard Schweitzer, Handwerksmeister, Vorsitzender der PGH „1. Mai“, Mitglied der National-Demokratischen Partei Deutschlands, Volkskammerabgeordneter seit 1976. Ein echter Hagenower, ein stadtbekannter Mann. Am 8. Juni stellt er sich wieder zur Wahl.

Handwerk hat goldenen Boden

Man kann die Uhr nach ihm stellen. Ekkehard Schweitzer kommt weder zu früh noch zu spät. Seine Pünktlichkeit ist sprichwörtlich. Sagen wir es so: Mit der Genauigkeit einer Schweitzer Uhr läuft der Tag für ihn ab. „Ich habe es nicht gern, wenn ich mit der Zeit auf Kriegsfuß stehe. So etwas bringt nur Unruhe, streut Sand ins Getriebe. Pünktlichkeit ist für mich keine Frage der Höflichkeit, sondern ein sinnvolles Umgehen mit der Zeit.“

Die Kunden der PGH des Elektro- und Rundfunkmechanikerhandwerks „1. Mai“ wissen eine solche Einstellung zu schätzen. Vor allem dann, wenn sie bei Monteuren auftritt. Höflichkeit der Uhr gegenüber sorgt für Pünktlichkeit im Service.

Lassen wir unsere Phantasie spielen.

Ein Haushalt in Hagenow. Gemütlich sitzt Familie Schmidt vor dem Fernseher. Polizeiruf 110… Soeben geschah das Verbrechen. Die Spannung steigt, die elektrische im Fernseher leider auch. Und genau in dem Moment, da sich der Täter klammheimlich aus den Fängen des Gesetzes hinwegstehlen möchte, geschieht das Unfaßbare. Der Fernseher haucht sein Leben aus. Verzweiflung macht sich breit, die Kinder weinen, der Vater rauft sich die Haare… Nun ist der Abend gelaufen.

Am nächsten Morgen ruft Frau Schmidt sofort die berühmte Nummer an: Hagenow 4931. Eine freundliche Stimme meldet sich: „Hier PGH ‚1. Mai‘…“ – Frau Schmidt erzählt von den tragischen Ereignissen des letzten Abends. Mitgefühl schlägt ihr entgegen, und voller Freude vernimmt sie, daß schon in zwei Tagen, um zehn Uhr in der Frühe, der Meister vorbeischauen wird.

Vorfreude ist die schönste Freude… Doch in den Becher hinein tröpfelt die bange, aber manchmal leider noch realistische Frage: Kommt er, oder kommt er nicht? Kommt er pünktlich, oder kommt er unpünktlich…

„Halt“, sagt der Volkskammerabgeordnete Ekkehard Schweitzer. „Bis hierher war alles richtig. Die letzten beiden Fragen aber, die müssen wir streichen. Der dem Kunden zugesagte Termin ist für die Mitglieder unserer PGH Gesetz. Da verstehen wir keinen Spaß. Innerhalb einer Zeitspanne von drei Stunden zur angegebenen Zeit hat der Monteur zu erscheinen. Diese drei Stunden sind eine variable Größe, die man ihm zugestehen muß. Es können ja unvorhergesehene Dinge passieren. Wir haben eine große Verantwortung der Bevölkerung gegenüber. Es ist eine Sache unserer Handwerkerehre, Dienstleistungen und Reparaturen in Umfang, Qualität und Kundendienst so anzubieten, daß sich die Werktätigen frei von Sorgen um die Erledigung solcher Dinge – und ohne größeren Arbeitsausfall – ihren Aufgaben im Beruf widmen und ihre Freizeit sinnvoll nutzen können. Daran werden wir gemessen. Ich sehe diese Leistungen als einen unmittelbaren Bestandteil der Politik der Hauptaufgabe, wie sie auf dem XI. Parteitag der SED wieder zum Ausdruck gebracht wurde.“

Mit Ekkehard Schweitzer durch Hagenow zu laufen, ist eine Tortur. Mehr ein Stehversuch denn ein Laufunternehmen. Ständig trifft er irgendwelche Leute, mit denen es Wichtiges zu bereden gibt. Wir erleben die Dreiteilung einer Person. Ekkehard Schweitzer als Volkskammerabgeordneter, Mitglied des Ausschusses für Handel und Versorgung.

„Schön, daß Sie kommen.“ Mit diesen Worten begrüßt ihn Frau Schomann, stellvertretende Verkaufsstellenleiterin der Kaufhalle „Neue Heimat“. „Mit der Brotfabrik haben wir uns geeinigt. Dreimal täglich gibt es frische Ware. Nein, wir haben keine Probleme mehr. Auch Milch ist stets bis 18 Uhr da.“

Ekkehard Schweitzer als Mitglied der NDPD.

„Gut, daß ich Dich treffe. Sollten wir nicht bei unserer nächsten Zusammenkunft wieder einmal die sowjetischen Freunde von der Garnison einladen? Wir müssen sehen, daß die Kontakte nicht abreißen…“

Ekkehard Schweitzer als Vorsitzender der PGH.

„Was ist bei Dir kaputt? Der Warmwasserspeicher? Ich kann Dir doch hier auf der Straße keinen Termin

Aus Handel und Versorgung in den Jahren 1981 bis 1985

1985 gab es in der DDR 1230 Kaufhallen und 145 Kauf- und Warenhäuser. Zu den 1981 bis 1985 fertiggestellten Kauf- und Warenhäusern gehören: das Konsument-Warenhaus Berlin-Leninallee, das Centrum-Warenhaus Halle-Neustadt, das Einkaufszentrum Frankfurt/Oder.

★

Seit mehr als einem Vierteljahrhundert bezahlt die Bevölkerung der DDR die gleichen Preise für Fleisch, Butter, Wurst, Milch, Brot und andere Grundnahrungsmittel, ebenso für Heizung und Energie, für Verkehrsleistungen und auch für viele Industriewaren. Diese stabilen Verbraucherpreise gehören unverzichtbar zum Klima der sozialen Sicherheit und Geborgenheit, sind eine wesentliche Errungenschaft des realen Sozialismus in der DDR.

★

Für den Kauf von Nahrungsmitteln in Höhe von 100 Mark wurden 1985 rund 78 Mark zusätzlich vom Staat als Preisstützungen bezahlt.

★

In wachsendem Maße werden neu entwickelte Konsumgüter aus der eigenen Produktion, die sich durch einen hohen Gebrauchswert und Bedienkomfort auszeichnen, bereitgestellt. Dazu gehören: Farbfernsehgeräte mit Schlitzmaskenbildröhre, Stereoradiorecorder, Gefriertruhen, Kleinküchenmaschinen, Bohrmaschinen, Gas- und Elektroherde, Spiegelreflexkameras, Kleinkrafträder der Mokick-Baureihe.

★

Dienstleistungen und Reparaturen für die Bevölkerung wurden im Jahre 1985 mehr als doppelt so viel durchgeführt wie im Jahre 1975. Dienstleistungen und Reparaturen für die Bevölkerung

1975 ..... 3143 Millionen Mark
1980 ..... 4733 Millionen Mark
1985 ..... 6516 Millionen Mark

Mehr als zwei Drittel dieser Leistungen erbringt das genossenschaftliche und private Handwerk. Es verdoppelte diese Leistungen gegenüber 1975.

Ein Schweitzer in Hagenow

geben. Da würde ich ja meinen eigenen Kollegen ins Handwerk pfuschen. Ruf an, wir kümmern uns dann darum…“

Die PGH „1. Mai“ hat eine Sonderstellung in und um Hagenow. Alles, was elektrisch ist und kaputt gehen kann, findet seinen Meister in diesem Handwerksbetrieb. Ob defekte Staubsauger, ausgeleierte Kaffeemühlen, beschädigte Stereo-Anlagen, blinde Fernseher, trockengelegte Waschmaschinen oder müde Kfz-Batterien… Von einem kleinen privaten Handwerker einmal abgesehen, ist in diesem Landstrich weit und breit kein anderer Elektrofachmann zu Gange. Seine Majestät, der Handwerker… „Nichts ist mit Majestät“, sagt Ekkehard Schweitzer. „Bei uns ist der Kunde König!“

In 95 von 100 Fällen ist die PGH Helfer in der Not. Mit einem Fuhrpark von 45 Autos rücken die Monteure den Fehlern zu Leibe. Die Zufriedenheit der Kunden ist ihr oberstes Gesetz. Und selbst bei objektiven Schwierigkeiten wird nicht gepaßt. VKS, hinter diesem Kürzel verbirgt sich so eine scheinbar uneinnehmbare Höhe. Vergaserkraftstoff…

„Ideen muß man haben“, erzählt Meister Schweitzer, „dann läßt sich so manches Hindernis im Sinne der Bevölkerung lösen. Ich will ein Beispiel erzählen. Natürlich üben wir größte Sparsamkeit im Benzinverbrauch. Seit 1980 haben wir diesen edlen Stoff um 63 Prozent gesenkt. Und manchmal hätten wir sagen können: Wo kein Kraftstoff ist, hat auch der Kunde sein Recht verloren. Aber wir haben uns zusammengesetzt in der PGH, neue Routen entwickelt, die ein effektives Fahren ermöglichen. Pläne geschmiedet, Ideen beraten… Und da kam plötzlich einer auf den glorreichen Einfall: Warum bauen wir nicht einfach einen Trabanten zum Steckdosenauto um? Gesagt, getan. Wir nahmen die hintere Sitzbank heraus und bauten eine große Batterie ein. Natürlich war die Entwicklung dieser Sache komplizierter, als ich sie jetzt erzähle. Jedenfalls fährt seit einiger Zeit ein Elektrofahrzeug der Marke ‚Trabant‘ durch Hagenow. Mit 40 Stundenkilometern und einem Radius von vierzig Kilometern. Das reicht für unsere kleine Stadt. Wenn der Monteur abends von seiner Tour zurückkehrt, wird der ‚Trabant‘ an die Steckdose angeschlossen, und kann über Nacht elektrisch tanken.“

Der beste Nährboden für schöpferische Ideen ist ein gutes Betriebsklima. Das entsteht nicht nur in der Arbeit. Man muß sich auch mal nach Feierabend zusammensetzen, gemeinsam mit den Familienangehörigen etwas unternehmen, Spaß an der Freude finden… „Sehr aktiv arbeitet bei uns die Grundorganisation der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft“, erzählt Ekkehard Schweitzer. „Mein Stellvertreter beispielsweise ist Mitglied des Kreisvorstandes. Aber das ist nur ein Grund für die gute Arbeit. Wir haben uns gesagt, Freundschaft muß konkret sein. Anfaßbar. Und so hat unsere PGH die Patenschaft über Irina Beresina übernommen, die Tochter eines sowjetischen Offiziers. Mit allen Konsequenzen wie Geburtstagstafel, gemeinsame Ausflüge, ständige Besuche. Daneben sehen wir uns im größeren Kollegenkreis gute sowjetische Filme an oder Dia-Ton-Vorträge, machen Buchlesungen. Ich selber war leider nur einmal in der Sowjetunion. Mit einer Delegation der Volkskammer. Diese Reise hat einen großen Eindruck bei mir hinterlassen.“

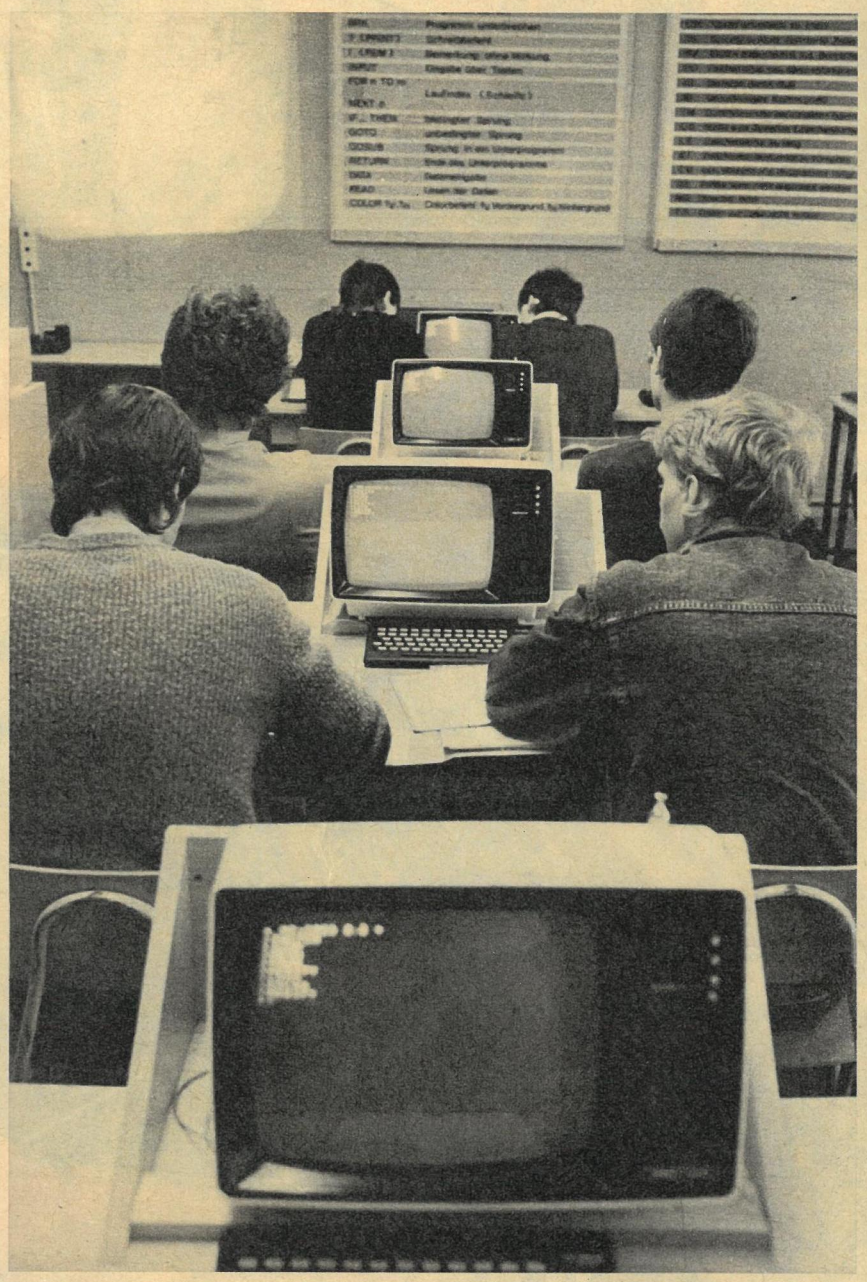
Ekkehard Schweitzer hat einen für die DDR typischen Entwicklungsweg. Zehnklassenschule, Lehre bei einem Elektriker, Geselle, Meister, Lehrausbilder, Ingenieur, von Studium zu Studium ging's höher mit der Qualifikation hinauf. Nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zu dem Zweck, den steigenden technischen und gesellschaftlichen Anforderungen gewachsen zu sein.

Meister Schweitzer gehört zu den Mitbegründern der PGH. Es war der 1. Mai 1958, als sich acht Handwerker in einem Hagenower Hinterstübchen mit dem Ziel trafen, die zersplitterten Kräfte zu bündeln, um mehr Kraft zu bekommen. Damals wurde dieses Häuflein der acht Aufrechten von so manchem scheel belächelt. Heute arbeiten 211 Handwerker in der PGH, und Ekkehard Schweitzer spricht für alle, wenn er sagt: „Unsere Genossenschaft ist ein Beweis dafür, daß Handwerk in der DDR goldenen Boden hat. Noch niemals zuvor gab es für uns eine so sichere Existenzgrundlage und so viele Möglichkeiten der gesellschaftlichen Mitwirkung wie in unserer Republik.“

Ein Elektriker lernt regieren

Der 46jährige Ekkehard Schweitzer ist kein Himmelsstürmer. Eher ein ruhiger, sachlicher Mann. Nie trifft er übereilte Entscheidungen. Ist jedoch ein Beschluß gefaßt, dann gibt es für ihn kein Zaudern. Er weiß stets und in jeder Angelegenheit genau, welchen Standpunkt er warum vertritt. In die Beratungen mit den Kollegen geht er gut vorbereitet. Er spricht ruhig und bescheiden, läßt die Worte und Argumente durch ihr eigenes Gewicht wirken. Ekkehard Schweitzer ist nicht der Typ, der mit der Faust auf den Tisch haut. Er setzt sich durch auf seine, auf Schweitzer Art. Diese Charaktereigenschaften schätzen die Kollegen an ihrem Vorsitzenden. Viel Achtung wird ihm entgegengebracht. Das dritte Mal ist er von seinem Kollektiv als Kandidat für die höchste Volksvertretung vorgeschlagen.

Ekkehard Schweitzer macht kein Hehl daraus: „Ich bin stolz darauf, das Vertrauen der Kollegen für ein solch hohes Amt erhalten zu haben. Eine meiner Hauptaufgaben als Abgeordneter sehe ich in der Arbeit im Betrieb. In Vorbereitung der Wahlen haben wir Bilanz der letzten fünf Jahre gezogen. Eine Menge ist erreicht. Gerade auf dem so wichtigen Gebiet der Kundenbetreuung. Doch wir können uns darauf nicht ausruhen. Der XI. Parteitag der SED hat uns neue, höhere Ziele gestellt. Als Vorsitzender der PGH und Kandidat zur Volkskammer sehe ich es gemeinsam mit den Genossenschaftlern, darunter 37 Mitglieder meiner Partei, als unsere Bündnispflicht an, dem wachsenden Bedarf an Dienstleistungen, Reparaturen und unmittelbaren Versorgungsleistungen immer besser gerecht zu werden. Konkret heißt das für uns: Noch mehr Ideen, noch mehr fachliches Können, um den Kundendienst weiter auszubauen, sein Niveau zu erhöhen.“



Moderne Lehrausbildung im Schweriner Plastmaschinen-Werk: das Computer-Kabinett-Stückchen der Hagenower Handwerker.

Seit zehn Jahren ist Ekkehard Schweitzer Mitglied der Fraktion der NDPD in der Volkskammer. Jedesmal, wenn er als Mitglied des Ausschusses für Handel und Versorgung seine Kaufhalle besucht, ist das für ihn ein Stück parlamentarische Praxis. Der größte Teil der Arbeit der Volkskammer findet zwischen den Tagungen statt. Das ist eine Tätigkeit, die im stillen passiert. Da werden Probleme im einzelnen untersucht und beraten, Entscheidungen vorbereitet, die Durchsetzung gefaßter Beschlüsse kontrolliert. Ein wesentliches Stück der Arbeit eines Volksvertreters besteht darin, die Vorschläge und kritischen Hinweise der Bürger zu beachten, ihre berechtigten Interessen zu wahren. Viel sogenannte Kleinarbeit also, sie kostet nicht wenig Kraft und Zeit. Und wer hat schon genug davon.

Ekkehard Schweitzer jedenfalls nicht. Genausowenig wie seine Frau Gerlinde. Die ist Oberärztin im Kreiskrankenhaus, Gynäkologin, viele kleine Hagenower hat sie ans

Ein Nachmittag im Klub der Volkssolidarität: Auch in der Kreisstadt Hagenow stieg die Zahl der altersgerechten Wohnungen.

Tag der Befreiung: Am 6. Mai 1945 war für Hagenow der Krieg zu Ende.

Licht der Welt gebracht. Es gibt Tage, da verkehren die Eheleute Schweitzer nur telefonisch miteinander. Die Gründe heißen dann Parteiarbeit, Überstunden, Bereitschaftsdienst, Vorstandssitzung, Vertretung, Reservistenkollektiv, DSF-Arbeit, Abgeordnetentätigkeit… „Manchmal bin ich abends ganz schön abgespannt", sagt Ekkehard Schweitzer.

„Und das wundert Sie?" frage ich.

„Ich wundere mich nicht", sagt er.

„Sie sollten sich von einigen Sachen trennen", sage ich. „Zuviel verkraftet keiner."

„Aber mir macht es Spaß zu leiten, aktiv zu sein. Ich liebe jede Art von Herausforderung."

Und da das so ist, lebt Ekkehard Schweitzer in einer glücklichen Zeit. Denn sie lauert überall, die Herausforderung. „Man muß als Abgeordneter Schrittmacher sein", sagt er. „Auch im Handwerk dafür sorgen, daß wir den Wettlauf mit der Zeit bestehen. Vor zehn Jahren hat unsere PGH ein Sprachkabinett entwickelt. Es gab zwar ein ausländisches, aber wir sagten uns: Warum sollen wir es nicht selber bauen. Das spart Devisen, und eventuell können wir es sogar besser. Die Kollegen haben das freudig aufgegriffen, sich nach Feierabend herangesetzt und es in kurzer Zeit entwickelt. Überall in der DDR arbeitet man heute mit unseren Sprachkabinetten. Jetzt ist eine gewisse Sättigung eingetreten. Um so erfreuter waren wir, als plötzlich das Schweriner Plastmaschinenwerk an uns herantrat und uns bat, ein Computerkabinett zu entwikkeln. Wissen Sie, wir haben ja keine Erfahrung darin. Aber die Sache reizte uns, das Risiko war vertretbar. Also begann wieder das Knobeln nach Feierabend, wurden Schaltungen entwickelt, der sowjetische Fernseher ‚Junost' technisch umkomponiert… Alle hatten den Willen: Wir müssen es schaffen, die neue Technik zu erobern. Der Wille versetzt Berge. In relativ kurzer Zeit war die Aufgabe gelöst. Die Schweriner sind sehr zufrieden. Schon klopft die Post als nächster Betrieb an unsere Tür… Wenn die Kapazität ausreicht, warum nicht. Es darf nur nicht zu Lasten der Bevölkerung, des Kundenservice gehen!"

Diese weisen letzten Worte gingen sicherlich vom Volkskammerkandidaten Schweitzer an den PGH-Vorsitzenden Schweitzer.

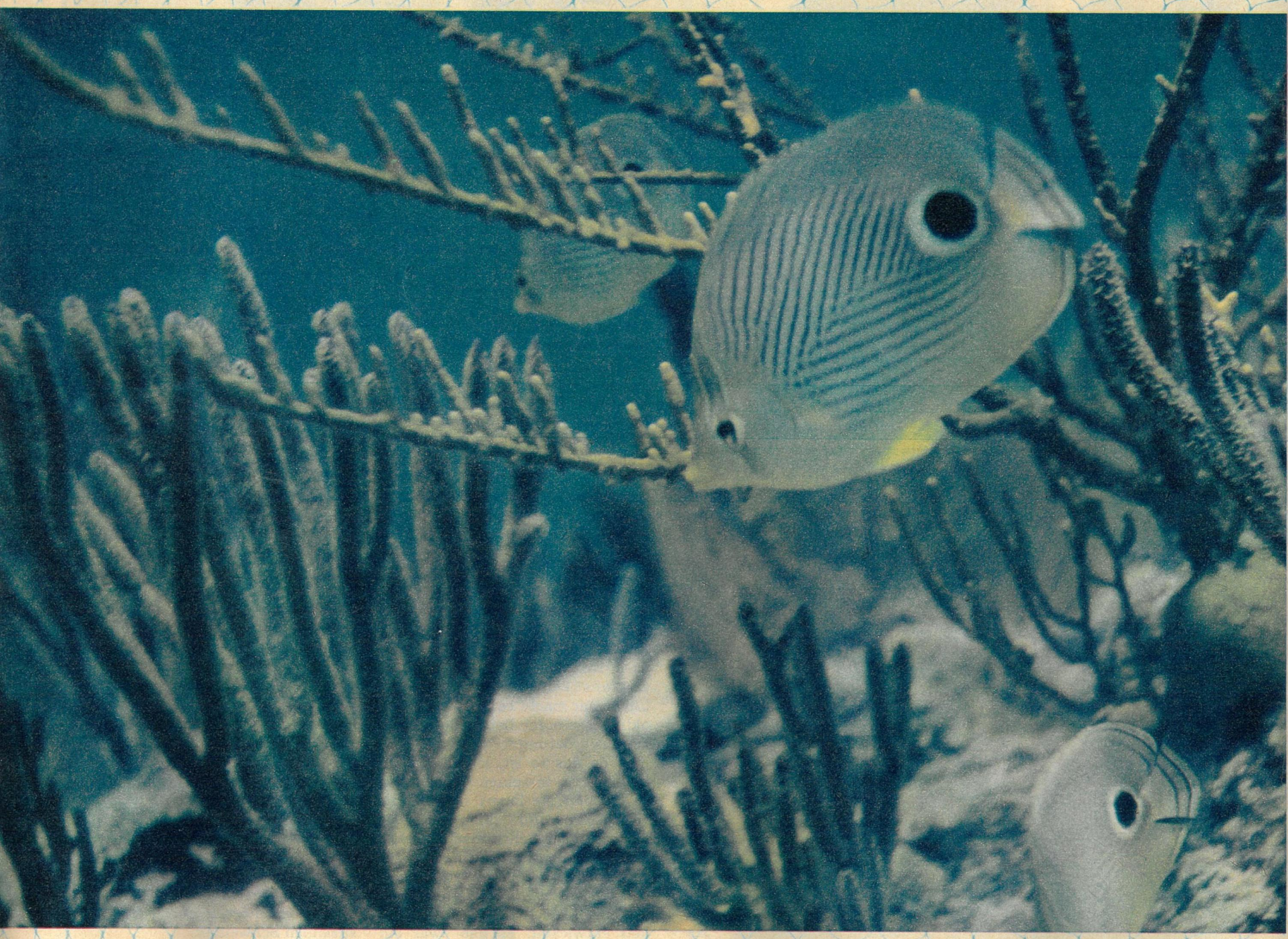
KORALLEN VOR K

Die Karibische See blitzt und gleißt in der Morgensonne. Ein leicht gischtender Brandungsstreifen kennzeichnet das Riff, das sich in knapp hundert Meter Entfernung bis dicht unter die Wasseroberfläche erhebt. In der ruhigen Lagune zwischen Strand und Brandung mit Taucher-maske und Flossen schnorchelnd hinüberzuschwimmen ist eher Vergnügen als Anstrengung. Das Wasser erweist sich mit 27 °C als angenehm warm. Der ausgedehnte Sandgrund macht zunächst einen öden Eindruck – doch da zeigt sich schon der erste Bewohner. Scheinbar flach und steif, ein Kammseestern. Kaum merklich läuft er dahin auf zahlreichen zapfenartigen Füßchen, die durch winzige, in seinem Kalkplattenpanzer befindliche Löcher nach außen treten. Dabei hinterläßt er feinste Spuren, die an Nadeleinstiche erinnern…

Allmählich neigt sich der Meeresboden. In einer gewissen Tiefe wirbeln die kurzen Lagunenwellen den Sand nicht mehr auf, so daß erste Pflanzen siedeln können. Pionierarten, die sich im lockeren Grund verankern, wie fächer- oder rasierpinselförmige Algen, die zur Beschwerung Sandkörnchen ballenweise an wurzelartige Ausläufer kleben. Schließlich auch pfriemartiges Seegras, versehen mit einem echten Wurzelsystem.

Das Seegras wird dichter. Ein dicker, kissenartiger Antillenseestern leuchtet aus grünlich gedämpftem Licht hervor. Seine Schönheit könnte dazu verführen, ihn als „Souvenir" mitzunehmen – doch sprechen gewichtige Gründe dagegen! Erstens: Ohne Konservierungsmittel kann man solche Seesterne nicht trocknen; an der Sonne verwesen sie schnell, fallen in sich zusammen, und man wirft sie doch nur weg. Zweitens: Bei ihren wohlausgebildeten Nervensystemen erleiden selbst „niedere" Tiere des Meeres auf dem Trockenen einen qualvollen Tod – auch wenn sie nicht schreien können. Und schließlich zum Dritten: Nach dem Sieg der Revolution gehören Kuba und das angrenzende Meeresgebiet dem Volk. Wissenschaftler aus der Sowjetunion und anderen sozialistischen Ländern kamen, die ersten kubanischen Meeresökologen auszubilden und gemeinsam mit ihnen die Küstenfauna zu erforschen. Heute wird in ganz Kuba die Abhängigkeit des Wohlergehens der Bevölkerung von dem intakten Zustand der Umwelt erkannt; Gesetze regeln den Schutz der Meeresküsten und ihrer Organismenwelt. Unsere kubanischen Freunde (wie auch der Zoll!) würden für die sinnlose Tötung einheimischer Lebewesen zu Recht kein Verständnis zeigen. Wer sammeln will, findet genügend leere Schneckengehäuse und Muscheln, wie sie auf dem an die Seegraswiese anschließenden Geröllfeld verstreut sind.

Beim Weiterschwimmen deutet die wachsende Anhäufung von grobem Korallengeröll auf die Nähe des Riffs. Untrüglich ein weiteres Indiz – die Geräusche im Wasser. Ein fortwährendes Knistern und Wispern, Knikken und Knarren, Klicken und Klakken, das alles durcheinander und pausenlos. Ein Korallenriff ist durchaus keine „schweigende Welt". Die nimmermüde Dünung sorgt selbst bei ruhigem Wetter dafür, daß lose Korallenstücke ständig gegeneinanderschlagen. Fische und Krebse verteidigen ihre Reviere; viele erzeugen mit Hilfe aneinandergeriebener Kiemendeckel, mit Schwimmblasen als Schallkörpern, mit knallenden, knakkenden Scheren so laute Geräusche, daß selbst der Mensch sie deutlich hört. Und: In einem Riff wird dauernd



gefressen. Manche Kostgänger verfahren dabei so geräuschvoll wie die großen Papageifische. Genüßlich krachend beißen sie ganze Korallenzweige ab.
Und dann wächst meerwärts dieser jeden Neuling unheimlich berührende, selbst dem Erfahrenen stets von neuem geheimnisvoll erscheinende Schatten auf: das Riff. Mit seinen Schründen und Kavernen eine Welt der Vielfalt – stark bewegtes bis fast stagnierendes Wasser; dem vollen Sonnenlicht ausgesetzte Oberflächen, dämmrige Tiefen und nachtdunkle Höhlen, waagerechte Felsflächen, Kanten, Steilwände. Im Blickfeld ein steil abfallender Hang. Über und über mit Korallen bewachsen, gleicht er einem bizarr gestalteten Steingarten. Wie Reste eingefallener Bretterbuden stehen Kolonien gelblicher Feuerkorallen im Schutz der zerschlitzten Schirme der Elchhornkoralle, die – über zwei Meter hoch – die Riffoberfläche bis in fünf Meter Tiefe vielfältig zergliedert. Während der Hang weiter unten von blockartig übereinandergetürmten Burgen der Hirn- und der Knopfkoralle gestaltet wird, fallen dazwischen scheibenförmige Wabenkorallen und kleinere halbkugelige Kaktuskorallen auf. Kerzengerade reckt sich eine mächtige Kandelaberkoralle, wie versteinerte Blumensträuße erscheinen die Kelche der mächtigen Doldenkoralle und der zarteren Bukettkoralle. All das durchsetzt von Büschen der Hornkorallen, von roten, gelben und blauen Schwämmen, filigranfeinen Moostierchen sowie Dekorationen von grünen, braunen und rosa Algen…
Ein Frösteln meldet sich mit der Zeit, trotz des lauen Wassers. Also Rückkehr zum Strand und ein Abschiedsblick zum Riff hinüber, in dem Myriaden Polypentiere ständig an der Verfestigung des Schutzwalles wirken, der das Land vor Überflutungen durch Zyklonseen bewahrt. Mehr noch! Sie haben Kuba und viele andere Inseln überhaupt erst gebildet, als sie in Jahrmillionen zerstreut im Meer gelegene Inselkerne aus Urgestein umwuchsen, bis sich später die von ihnen geschaffenen Massive so weit ausdehnten, daß sie zu „Neuland“ wurden. Noch heute findet man im Uferplateau versteinerte Zeugen aus jenen fernen Tagen – Muscheln, Korallen und Seeigel. Die Inselkerne aber sind als imposante Gebirge, wie die Escambray und die Sierra Maestra, erhalten geblieben. Mit anderen Worten: Kuba, die schönste und größte Insel der Antillen, würde es ohne Korallen gar nicht geben – jene entwicklungsgeschichtlich „uralte“ Tierform, die es – als einzige der Erde – fertigbringt, sich den von ihr benötigten Lebensraum aus eigener Kraft zu erbauen.

UBA

In die nur von wenigen erblickte Welt kubanischer Korallenriffe führt die neue FW-Rücktitelserie. Autor (Bild und Text): der Meeresbiologe Dr. D. Kühlmann vom Museum für Naturkunde Berlin. Im nächsten Heft – KORALLEN VOR KUBA

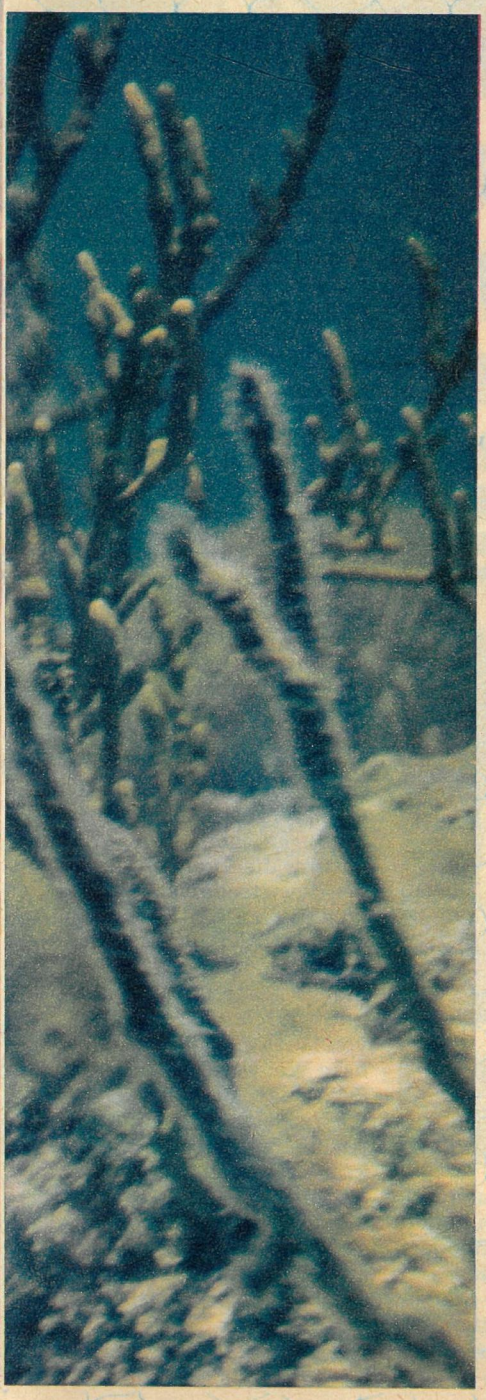


Bild oben: Forschungstaucher mit Druckluftgerät bei Untersuchungen am lebenden Korallenstock.

Links: Augenfleck-Schmetterlingsfische durchstreifen nahrungsuchend eine Ansiedlung von Hornkorallen.

Rechts: Verschiedenartig gefärbte Schopfwürmer haben sich mit ihren Wohnröhren in eine Rabatte von Porenkorallen gebohrt.

● Wörtlich

Wir Künstler protestieren gegen SDI, gegen den Krieg der Sterne... denn wenn wir uns jetzt nicht aufregen, werden wir bald niemand mehr anregen können.

Katja Ebstein, Götz George, Herbert Grönemeyer, Günter Grass, Hermann van Veen, Fritz Muliar, Bill Ramsey, Erika Pluhar, Max von der Grün und viele andere

● Kurz berichtet

Auf der DDR-Baustelle in Kriwoi Rog, wo als Integrationsobjekt ein Erzaufbereitungskombinat entsteht, wurde anläßlich der Woche der DSF eine Grundeinheit der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft gebildet.

Rund 30 000 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche in der Mongolischen Volksrepublik sind gegenwärtig mit Bewässerungssystemen ausgestattet. Damit hat sich der Umfang des meliorierten Bodens im vergangenen Planjahrfünft mehr als verdoppelt.

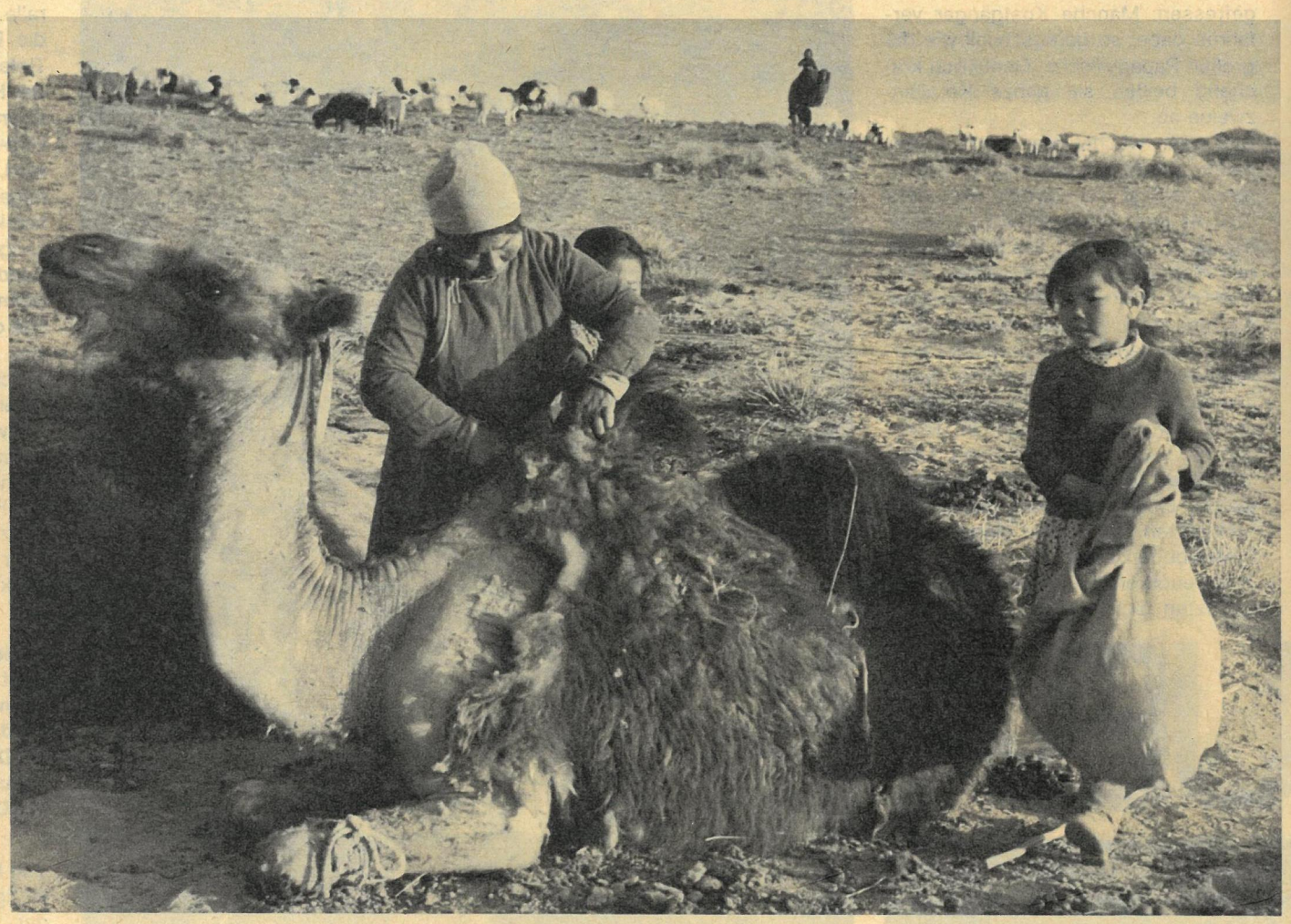
Noch in diesem Jahr sollen weitere 2000 Tonkrieger und -pferde der Terrakotta-Armee des chinesischen Kaisers Shihuang (221–207 v. u. Z.) ausgegraben und restauriert werden. Die in der Provinz Shaanxi gefundene Tonkrieger-Armee wird auf rund 6000 Figuren geschätzt.

Nach mehrjähriger Forschungsarbeit im Pamirgebirge stellten sowjetische Geologen fest, daß der Aufschluß alter, bereits vor Jahrhunderten aufgegebener Goldminen in Tadshikistan künftig auf eine lohnenswerte Ausbeute hoffen läßt.

Bereits 25 bulgarische Hochseeschiffe sind jetzt mit Funkstationen ausgestattet, die über Satellit arbeiten. So können die Seeleute selbst in Tausenden Kilometer Entfernung im Bedarfsfall mit ihren Angehörigen in der Heimat sprechen.

In der Nähe der laotischen Hauptstadt Vientiane entstand mit vietnamesischer Hilfe die erste Papierfabrik des Landes, die vorerst eine Jahresproduktion von 550 Tonnen bringen wird und zugleich einen neuen Industriezweig ins Leben ruft.

Der ungarische Außenhandelsbetrieb „Industrialexport" wird in den kommenden Jahren Komplexausrüstungen für die Erdölförderung im Werte von mehr als 100 Millionen Rubel an die sowjetischen Vertragspartner liefern.



Wolle und Häute bleiben Trümpfe

Bestand die Exportliste der Mongolischen Volksrepublik noch vor wenigen Jahrzehnten fast ausschließlich aus Wolle, Häuten und Fellen, so ist sie heute um eine ganze Reihe neuer, höher veredelter Erzeugnisse länger geworden. Mit Unterstützung der Sowjetunion, der DDR und anderer sozialistischer Bruderländer entstanden in den Städten Ulan-Bator, Darchan und Erdenet Dutzende moderner Industriebetriebe, die zum großen Teil diese tierischen Rohstoffe weiterverarbeiten. Teppiche, Trikotagen aus Schaf- und Kamelwolle oder hochwertigem Ziegenflaum, Leder- und Pelzbekleidung, Fleischkonserven und neuerdings auch Schuhe „Made in Mongolia" (rechts: Bestarbeiterin Altanawan in der neuen Schuhfabrik von Ulan-Bator) verdrängen nach und nach die traditionellen Exportprodukte, bringen höhere Erlöse und zeugen von der gestiegenen Leistungskraft der Volkswirtschaft. Von den Anstrengungen der Werktätigen, diese Leistungskraft weiter zu erhöhen und dazu alle inneren Reserven zu mobilisieren, berichtete auf dem XIX. Parteitag der MRVP neben vielen anderen die Delegierte Ajuschijn Suma, Direktorin der 1983 in Betrieb genommenen 2. Trikotagenfabrik von Ulan-Bator. Voller Stolz konnte sie berichten, daß ihr Kollektiv die projektierte Leistung von jährlich

einer Million Stück Trikotagen erreicht hat. Nunmehr komme es vor allem auf die Erhöhung der Erzeugnisqualität an. Die Notwendigkeit einer proportionalen Entwicklung von Rohstofferzeugung und verarbeitender Industrie wie auch der ständig zunehmende Fleisch- und Milchbedarf der rasch wachsenden Bevölkerung haben die Steigerung der Tierproduktion zu einem Schlüsselproblem der gegenwärtigen wirtschaftlichen Entwicklung in der sozialistischen Mongolei werden lassen. Über 22 Millionen Schafe, Rinder, Ziegen, Pferde und Kamele (oben: bei der Kamelschur) werden in den mongolischen Steppen- und Halbwüstengebieten zumeist ganzjährig auf der Weide gehalten. Diesen riesigen Bestand zu stabilisieren, weiter aufzustocken und vor allem produktiver zu machen, ist eine Aufgabe, von deren Lösung in entscheidendem Maße die erfolgreiche Verwirklichung der wirtschafts- und sozialpolitischen Zielstellungen der MRVP abhängt. In dem von Generalsekretär Shambyn Batmunch erstatteten Rechenschaftsbericht an den Parteitag werden die wichtigsten Richtungen genannt, in denen auf diesem Gebiet gearbeitet werden muß. Es gehe vor allem darum, die Technologie der Weidewirtschaft zu vervollkommnen, die Tierrassen durch wissenschaftliche Zuchtarbeit zu verbessern, die Futterbasis zu festigen und durch die Schaffung von Viehtränken die nutzbare Weidefläche zu vergrößern, das Vieh prophylaktisch veterinärmedizinisch zu behandeln und Tierkrankheiten zu bekämpfen. Seit Jahren gibt es bei der Lösung dieser Aufgaben eine erfolgreiche Zusammenarbeit mit der DDR.

Ullrich Schur

Fotos: Boden, ADN-ZB/Settnik

Glück muß man haben

Auskünfte für FREIE WELT gab Anatoli Polnjakow, stellvertretender Hauptabteilungsleiter im Ministerium der Finanzen der UdSSR und Verantwortlicher für die staatliche Lotterie.

Wie steht es bei Ihnen mit dem Glück im Lotteriewesen?

Nun, sagen wir, es entwikkelt sich... Der Ministerrat der UdSSR beschließt jährlich die Durchführung der staatlichen Lotterie für das Folgejahr. Die Regierungen der Unionsrepubliken erlassen dazu die Durchführungsbestimmungen, denn bei uns wird die Lotterie auf Republiksebene organisiert.

Seit wann existiert diese Form des Glückspiels in Ihrem Land?

Mit regelmäßig elf Ziehungen im Jahr erst seit 1958. Zuvor gab es lediglich Lotterien zu bestimmten Anlässen. Bald nach dem Bürgerkrieg, in den Jahren 1921/22, wurden die ersten ausgeschrieben, um die Folgen der großen Hungersnot zu lindern. Die Lose wurden damals nicht nur gegen Geld verkauft, es wurden auch Lebensmittel, beispielsweise zehn Eier für ein Los, in Zahlung genommen. Zwischen 1925 und 1932 veranstaltete die „Kommission zur Verbesserung des Lebens der Kinder" mit großem Erfolg fünf Geld- und Sachwertlotterien. Heute erscheinen übrigens die Preise aus jenen Jahren ungewöhnlich: eine Kuh, ein Pferd mit Geschirr, ein Kubikmeter Brennholz...

Und wie ist das heutzutage mit den Gewinnen?

Wir sind eine Geld- und Sachwertlotterie geblieben. Unsere Hauptgewinne sind Autos, andere wertvolle Sachpreise, zum Beispiel Haushaltselektronik, sowie Geldgewinne. Mit einer Gewinnausschüttung von 60 Prozent der verkauften Lose gelten wir als chancenreichste unter den verschiedenen Spielformen.

Bleiben 40 Prozent. Was geschieht mit ihnen?

Sie werden – nach Abzug der relativ geringen Verwaltungs- und Reklamekosten – vollständig für soziale Zwecke verwendet, in der Hauptsache für den Bau von Kindereinrichtungen, Sport- und Spielplätzen.

So daß letztlich auch der Inhaber einer Niete gewinnt.

Ja, wenn Sie es so sehen. Natürlich ist die Freude ungleich größer, wenn man mit seinem Los einen Gewinn erspielt. Sie muß ja nicht gleich so groß sein wie bei jenem jungen Mann aus Chabarowsk, der während der öffentlichen Ziehung der Gewinne zufällig im Saal saß und buchstäblich vom Stuhle fiel, als er hörte, daß auf seine Losnummer ein „Moskwitsch" gezogen wurde. Übrigens gewinnt bei uns jedes zehnte Los. Die Ziehungen sind, wie gesagt, öffentlich. In der RSFSR, für die ich verantwortlich bin, finden sie in jedem Monat statt – in einer jeweils anderen Stadt. Dazu wird eine zwanzigköpfige Kommission aus Vertretern der Öffentlichkeit und Juristen gebildet. Aus vier Trommeln werden die Gewinne und Seriennummern gezogen und sofort bekanntgegeben. Manipulationen sind unmöglich.

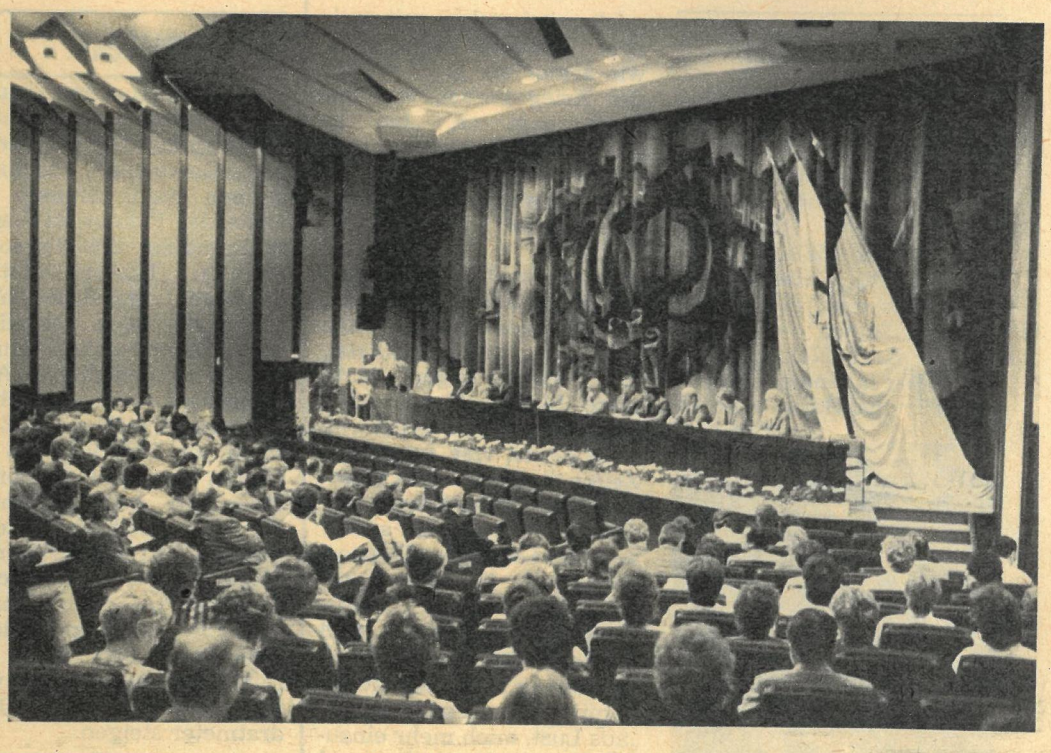
Also gibt's auch keine Streitfälle?

Im Prinzip nicht. Bei den 83 Ziehungen, für die ich seit 1969 zuständig war, hatte ich nur einen strittigen Fall: Ein Agronom hatte drei Lose gekauft und sie in einer Tasche seiner Arbeitshose vergessen, die er dann in die Waschmaschine steckte. Die Lose: undefinierbare Papierklumpen. Auf eines war ein Hauptgewinn gefallen. Glücklicherweise hatte er sich die Nummern notiert. Was nun tun? Die örtlichen Instanzen wiesen ihn verständlicherweise ab, doch er gab keine Ruhe, drang schließlich bis zum stellvertretenden Finanzminister der UdSSR vor. Und der bestellte bei den Kriminaltechnikern eine Expertise. Wie die das gemacht haben, kann ich Ihnen auch nicht sagen, aber als Ergebnis der Untersuchung stand fest: Unser Agronom ist im Recht, sein Los hat die richtige Nummer...

Spielen Sie selbst auch?

Aber natürlich. Allerdings habe ich erst einmal gewonnen: Fünf Rubel.

Interview: Jürgen Geitner



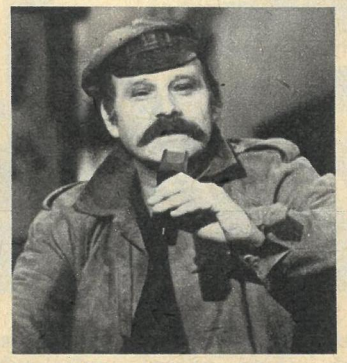
Noch wirksamer als bisher

„Wir versichern Ihnen, daß die Vorstände unserer Organisation durch eine differenzierte politische und kulturelle Massenarbeit dazu beitragen werden, das Vertrauen unserer Mitglieder in die gute Politik der Partei immer fester und die Freundschaft zur Sowjetunion immer tiefer zu verankern". So heißt es in einem Brief, den die Mitglieder des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft von ihrer 9. Tagung in Berlin an Erich Honecker sandten.
Auf der Beratung, die im Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur stattfand, hatte Vizepräsident Heinz Kuhrig in seinem Referat unterstrichen: „Unsere Freundschaftsgesellschaft kann den Dank gegenüber der Partei der Arbeiterklasse am besten dadurch abstatten, indem sie mit noch größerer Wirksamkeit alle Kräfte für ihren Beitrag zur Verwirklichung der Beschlüsse des XI. Parteitages mobilisiert." Es zeuge – so betonte der Redner – von dem großen Verantwortungsbewußtsein der Sowjetunion, daß sie unter den Bedingungen, da die Aufmerksamkeit gegenüber nuklearen Fragen schärfer geworden sei, den Beschluß faßte, ihr einseitiges Moratorium für Nukleartests bis zum 6. August zu verlängern. „Wir unterstützen als Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft nachdrücklich die Forderung an die USA-Administration, endlich dem Druck der Weltöffentlichkeit nachzugeben und ebenfalls alle Atomtests einzustellen."
In der schöpferischen Aussprache wandte sich das Mitglied des Zentralvorstandes der Gesellschaft, Professor Dr. Klaus Thiessen (Foto unten), entschieden gegen alle Versuche des Gegners, Tschernobyl für eine zügellose Hetze gegen die Sowjetunion auszunutzen. Selbstverständlich sei der Reaktorunfall eine Tragödie für die direkt Betroffenen und die Beseitigung seiner Folgen eine große zusätzliche ökonomische Belastung. Er zeige aber zugleich eindringlich, was im Falle eines Nuklearkrieges auf uns zukäme. Auf die Beseitigung der Kernwaffen komme es an!
Dann berichtete der Wissenschaftler, daß in seinem Institut – dem Zentralinstitut für Optik und Spektroskopie der Akademie der Wissenschaften der DDR – 22 Absolventen sowjetischer Hochschulen arbeiten. Der Vorsitzende der DSF-Grundeinheit und dessen Stellvertreter gehörten natürlich auch dazu. „In diesem Klima ist die Freundschaft zur Sowjetunion zum Anliegen aller Mitarbeiter geworden. So nimmt es nicht wunder, daß mehrere Exponate, die während der Leipziger Frühjahrsmesse im sowjetischen Pavillon gezeigt wurden, Ergebnisse langjähriger Zusammenarbeit sind. Bei den Forschungsarbeiten zu der dort vorgestellten neuen Generation von Halbleiterlasern für die Lichtleiter-Nachrichtenübertragung, die durch gemeinsame Kollektive mit meinem ehemaligen Betrieb – dem Werk für Fernsehelektronik – entwickelt werden, stützen wir uns auf die Kooperation mit einem Moskauer Kollektiv, welches genau diejenige Konzeption vorschlug und realisierte, die inzwischen in allen führenden Industriestaaten als Nummer 1 betrachtet wird."

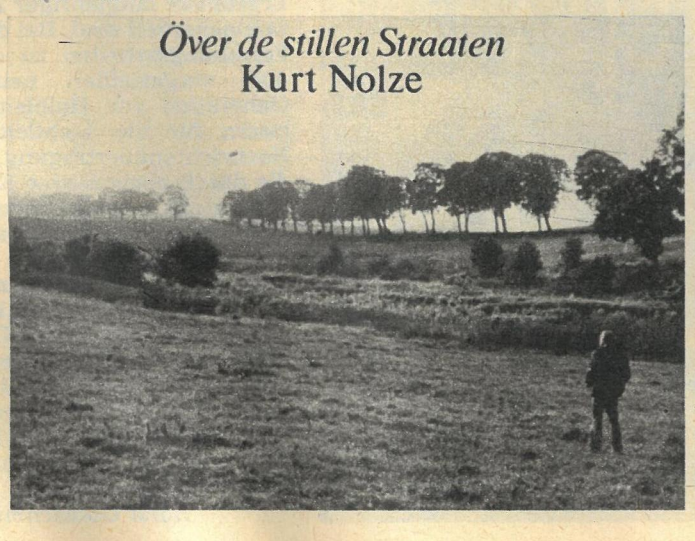
Horst Goldschmidt

Die Lust, sich einzumischen

Lübstorf in Mecklenburg, in diesen Tagen vor der Wahl. Ein kleiner Ort inmitten sonnengelber Rapsfelder und weiter Wiesen, ein schönes Stück Heimat, wo er zu Hause ist, der „Mann mit der Mütze" – Liedersänger Kurt Nolze (unser Foto). Wir fallen bei ihm mit der Tür ins Haus, was er,

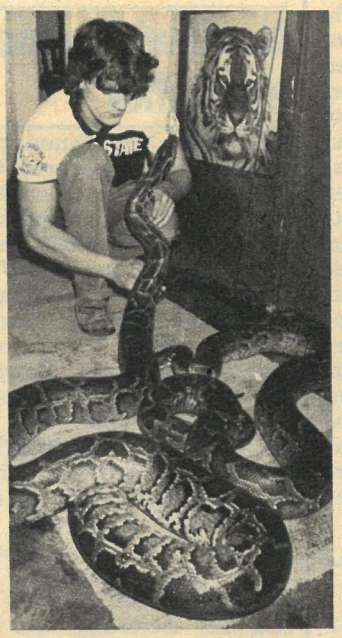


hiesigen gelassenen Temperaments, lächelnd zur Kenntnis nimmt, gerade dabei, ein Stück Wiese abzumähen. Am Abend wird er wieder unterwegs sein, sein nunmehr fünftes Chansonprogramm, das er „Aber noch grünt er, der Baum" nennt, diesmal in Rostock vorstellen. Das liegt nur eine Autostunde entfernt. Mehr als ein Dutzend Konzerte im Monat, in Klubs, Kulturhäusern, Kinosälen, „da muß man sich selbst immer wieder fordern, Stellung beziehen zu den Grundfragen unseres Lebens." Er redet bedächtig, stopft die Pfeife dabei, gibt Auskünfte über sich: „Ich liebe diese Landschaft und die Menschen um mich, deren Mundart ich von Kindheit an spreche, es lebt sich gut und freundlich hier. Ganz klar, was aus mir geworden ist, verdanke ich neben meinem Talent, meiner Begabung, meinem Fleiß diesem Land, seiner Gesellschaftsordnung." Singt davon in einem seiner liebsten Lieder: Bau auf meine Liebe/ Vaterland/ und daß ich sehr viel versteh/ schließ mich nicht aus/ hol mich rein/ rechne mit meinem Verstand/ sonst sind wir ärmer als je... – „Als der Krieg vorbei, war ich fünf", sagt er, „bin in Schwerin geboren und aufgewachsen. Da habe ich ganz bewußt erlebt, was sich hierum verändert hat, schöner, lebenswerter wurde, wie alles gedieh aus eigenem fleißigen Tätigsein, worauf wir heute stolz sind". Es zu beschützen, auch davon sagen heute seine Lieder. Damals, daheim, sie waren keine reichen Leute, vier Jungs, die Zeiten sind schwierig gewesen, Kurt Nolze konnte studieren, Germanistik, später an der Leipziger Theaterhochschule. Dreizehn Jahre Schauspieler am Staatstheater Schwerin, und große, wichtige Rollen. Doch trennte er sich als reifer Mann von diesem Beruf, „aus Lust, mich mehr einzumischen in die großen und kleinen Bereiche unseres Lebens, zu aktuellen Themen zu sprechen, die mich und andere bewegen." 1977, beim Chansonwettbewerb, trat er zum ersten Mal als Sänger auf und errang den Preis des Ministers für Kultur. Inzwischen sind es viele Preise, Auszeichnungen, Medaillen geworden. Blieb immer aber auch Schauspieler, läßt sein Publikum keinen Moment los, will es anregen zum Mitdenken, Mitfühlen; Texte, die Gisela Steineckert ihm auf den Leib schreibt, „mit ungeheurer Lust, das Besondere seines Wesens und seiner Fähigkeiten für ihn in Lieder zu bringen, die so sein sollten, daß darin seine Sprache, seine landschaftliche Herkunft, seine schöne politische Überzeugtheit und seine Art von produktiver, kritischer Auseinandersetzung enthalten waren." Es gibt keine Tabus, sagt er, aber ein Nachdenken darüber, wie man was auf der Bühne ausspricht, als politischer Künstler habe man eine große Verantwortung. „Der Mann mit der Mütze" trägt solche lebenserfahren, optimistisch. *Ursula Weil*



Neubauten

Wie Neubauviertel auch eine intime Atmosphäre ausstrahlen können, zeigt diese Gasse in der südchinesischen Stadt Shunde im Delta des Flusses Xi Jiang. Während zur Zeit der sogenannten Kulturrevolution der Wohnungsbau in China stagnierte, ist es vor allem in den letzten sieben Jahren zu einem gewaltigen Aufschwung auf diesem Gebiet gekommen. Allein im Zeitraum von 1979 bis 1984 erhielten rund 40 Millionen Menschen neue Wohnungen. In derselben Zeit entstanden fast 500 Millionen Quadratmeter Wohnfläche. In den nächsten fünf Jahren soll die durchschnittliche Wohnfläche pro Person für 240 Millionen Städter von heute fünf auf sechs Quadratmeter steigen.



Tierhaus

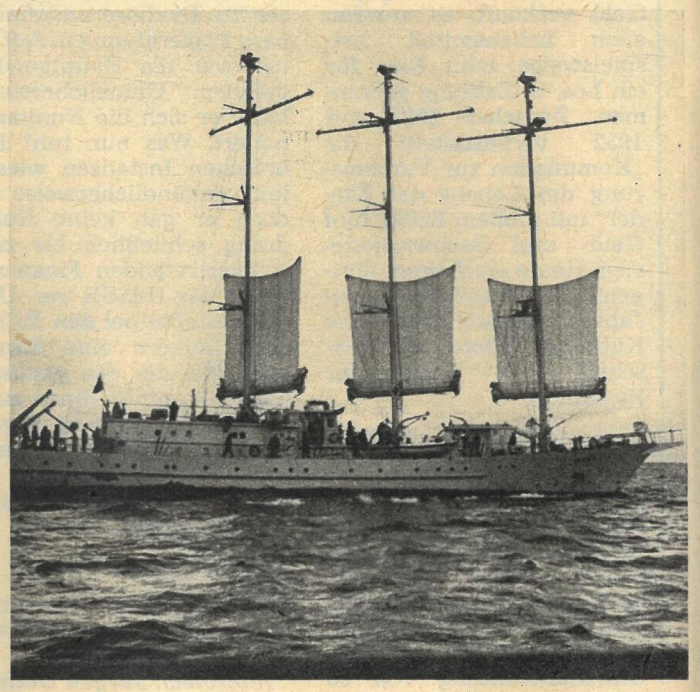
Eigentlich ist András Palla aus Budapest Gärtner. In seiner Freizeit jedoch versteht er sich mehr als Tiergärtner. Immerhin leben in einem der Zimmer seiner Wohnung neben diesen beiden indischen Pythons (oben) noch eine Reihe von Vögeln, Fischen sowie mehrere Kleinsäugetiere.

Weltreise

Zwischen Arktis und Antarktis ist das neueste polnische Segelschiff auf Turn. Die „Oceania" ist der vierte moderne Segler, der in der Gdańsker Lenin-Werft entstand. Er transportiert für die Polnische Akademie der Wissenschaften Güter wie Besatzungen wissenschaftlicher Stationen und Expeditionen in die Polargebiete. Gleichzeitig werden Erfahrungen gesammelt bei der Nutzung der Segel für die heutige Seefahrt.

Kometenpost

Nicht nur für die Wissenschaftler wurde der Komet Halley zu einem der interessantesten Objekte der letzten Monate, sondern auch für die Philatelisten der ganzen Welt. Die Sonnenannäherung des Himmelskörpers ließ nicht nur dessen Schweif, sondern auch die Phantasie der Briefmarkengestalter leuchten. In 34 Ländern erschienen in den vergangenen zwei Jahren Emissionen. Diesen Block brachte die UdSSR auf den Markt.



Betrogene Betrüger

Die Fernsehgesellschaft ABC – eine der größten in den USA – kündigte Anfang Mai ihren nach Millionen zählenden Zuschauern wieder einmal eine „Sensation" an: Spürsinn, Rührigkeit, Glück und gute Dollars hätten es möglich gemacht, einen Filmstreifen zu erwerben, der das sowjetische Kernkraftwerk in Tschernobyl unmittelbar nach dem folgenschweren Unfall zeige. Und dann folgten, begleitet von hilfreichen Erklärungen des Moderators, schwarz-weiße Bilder: düstere, unansehnliche Häuser, Schornsteine und Industriebauten, über denen Qualm aufstieg; kein ordinärer indes, sondern „die Strahlung" aus dem beschädigten Reaktor. Dieses „einzigartige" Dokument sei einem Touristen zu verdanken, der – zufällig in Tschernobyl – die Aufnahmen gemacht habe, ohne von der tödlichen Gefahr für seine Gesundheit zu wissen. Tags darauf mußte man sich entschuldigen. Einen Touristen in Tschernobyl habe es nicht gegeben, der Streifen sei eine Montage, das angebliche sowjetische Atomkraftwerk eine Zementfabrik im italienischen Triest und die dunkle Wolke simpler Qualm. Man sei für 20 000 Dollar einem Betrüger names Thomas Haring aufgesessen und habe dadurch selbst die Zuschauer betrogen – ungewollt natürlich! Wirklich? In der Redaktion dieser großmächtigen Fernsehgesellschaft, die stets großmäulig behauptet, alles am besten, am schnellsten und natürlich zuverlässig zu wissen, will man ein Kernkraftwerk nicht von einer Zementbude unterscheiden können? Nicht doch – besagter Film, der da angeboten wurde, paßte doch so trefflich in die hysterische antisowjetische Kampagne nach Tschernobyl. Pech, daß man den Streifen im Eifer des Geschäfts auch an das italienische Fernsehen verkaufte, wodurch Triester Bürger erfuhren, daß sie angeblich in Tschernobyl lebten. So schien es ratsam, Selbstkritik zu üben, blauäugig und biedermännisch – bis zur nächsten Fälschung. Für die anderen Lügen, die man in Sachen Tschernobyl verbreitete und damit ebenso die Zuschauer betrog, entschuldigte man sich indessen nicht.

Horst Schötzki

Hochzeit unter Wasser

Korallenriffe und farbenprächtige Fische aller Art waren Zeugen einer ungewöhnlichen Zeremonie: Sieben Meter unter der Meeresoberfläche, vor der Küste von Varadero, gaben sich Odalys Castañeira und Eduardo Garcia-Oña, beide Studenten, Mitglieder der Nationalmannschaft im Orientierungstauchen, das Wort fürs Leben. Die Initiative der beiden Kubaner, im blauen Wasser zu heiraten, führte zu einer der ungewöhnlichsten Hochzeitszeremonien, die jemals stattfanden. Mit Taucheranzügen und -geräten gingen auch zahlreiche Journalisten, Unterwasserfotografen und -kameramänner an Bord eines Schiffes, um das junge Paar zu begleiten, das seine Heiratsurkunde unter der Meeresoberfläche unterschreiben wollte. Eskortiert von ihren 23 Kameraden aus dem Klub „Las Pirañas" trotzten Odalys und Eduardo jeglicher Tradition, obwohl sie nicht vergaßen, den langen Schleier und Orchideen mitzunehmen. Trauzeugen und Gäste wurden den Bedingungen entsprechend bewirtet – mit Zementkuchen und Salzwasser-Bier. Die jungen Leute hatten vor fünf Jahren mit dem Tauchsport begonnen und waren Mitglieder des ersten Klubs für Orientierungstauchen geworden, der in der kubanischen Provinz Matanzas gründet wurde. Odylas, 18, und Eduardo, 21, planten ihre Hochzeitszeremonie, als sie im vergangenen Jahr unsere Republik besuchten. Hier nahmen sie erfolgreich an nationalen und internationalen Wettkämpfen teil. Eduardo war der erste Kubaner, dem es gelang, eine internationale Kategorie im Orientierungstauchen zu erreichen. Wie gesagt: In sieben Meter Tiefe wurden Eduardo und Odalys für Mann und Frau erklärt, von einem Standesbeamten, der die Hochzeitsansprache hielt. Nach der Unterzeichnung der Heiratsurkunde gab es Glückwünsche für das Paar. Dann wurden die Ringe getauscht. Wir sind sicher, daß Eduardo und Odalys ihren Kindern und Enkeln von ihrer originellen Hochzeit erzählen werden, die so vollzogen werden konnte dank der Unterstützung durch SEPMI, der Organisation für vormilitärische Ausbildung

Tomás Garcia

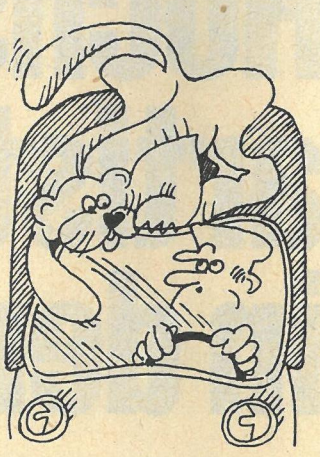
● Erfahrenes

Satire kann nur dann nützlich sein, wenn sie einen Hauch von Güte in sich birgt.

Arkadi Raikin, UdSSR Schauspieler

● Am Rande

Auf einer kirgisischen Gebirgsstraße merkte plötzlich ein Kraftfahrer, daß jemand auf das Dach seines Wagens gesprungen war, so daß es sich langsam durchzubiegen begann. Erst sah der Fahrer einen langen Schwanz, dann die Augen eines Schneeleoparden, der ihn durch die Frontscheibe verwundert anblickte, ehe er zwischen den Felsen wieder verschwand. – Jedenfalls kein „blinder" Passagier.



● Persönliches

218 Erfindungen und 1500 Rationalisierungsvorschläge mit einem Nutzen von mehreren Millionen Rubel sind das Ergebnis des 50 Jahre währenden schöpferischen Wirkens von Konstantin Leschtschow, einem siebzigjährigen Schlosser der Leningrader optisch-mechanischen Vereinigung.

Man glaubt sich in die Tropen versetzt, wenn man die Folienzelte des Gärtners György Cséfán aus Gyula in der ungarischen Tiefebene betritt. Die riesigen reifen Bananenstauden sind jedoch keine Fata Morgana, sondern greifbare Wirklichkeit.

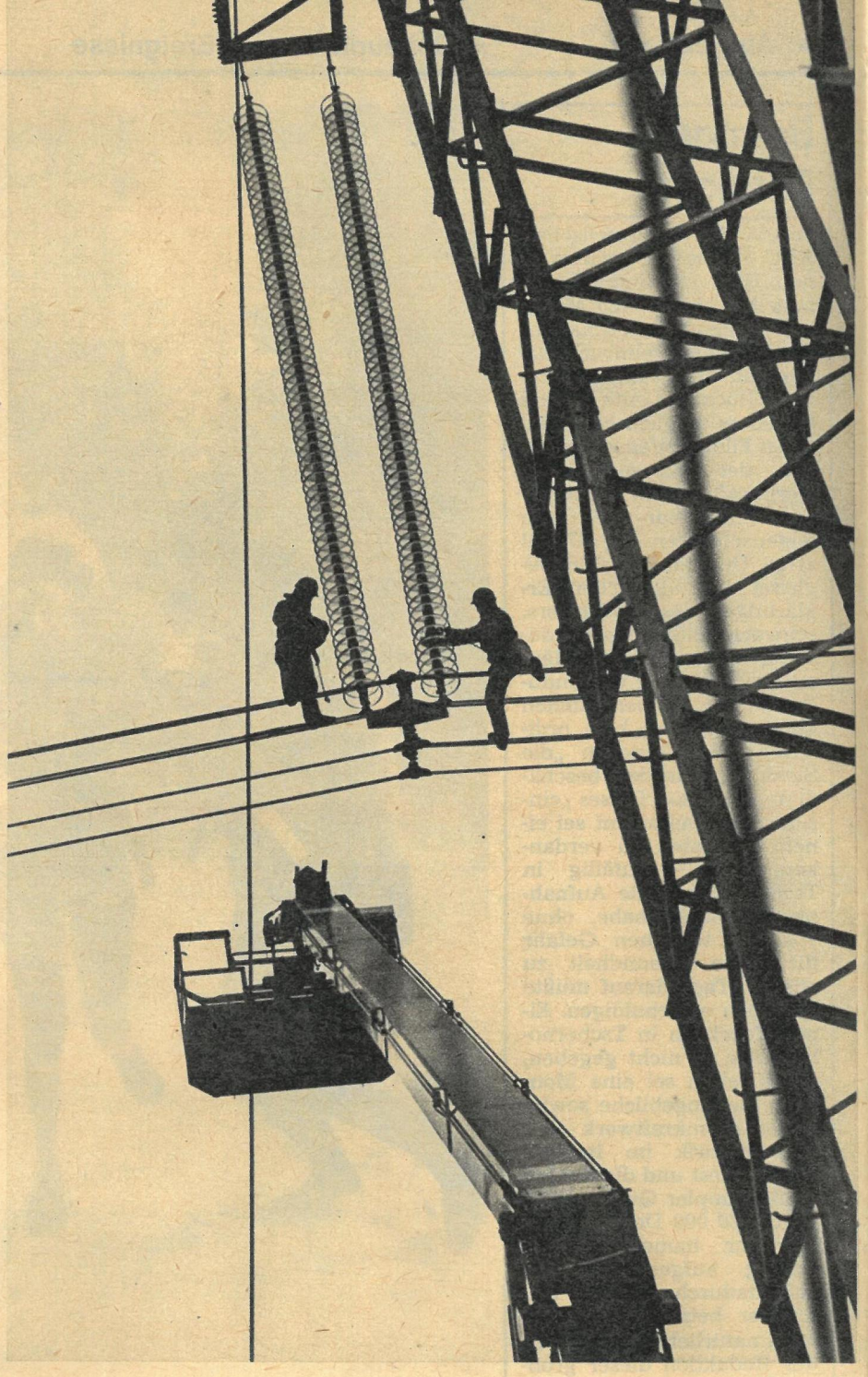
Unter 26 Entwürfen für eine Urlaubersiedlung mit Einzel-, Doppelhäusern, kleinen Hotels, Einkaufs- und Dienstleistungszentren an der Mittelmeerküste wurde bei einer Ausschreibung in Ägypten einem bulgarischen Projektantenteam unter Leitung des Architekten Stefan Orosow der erste Preis zuerkannt.

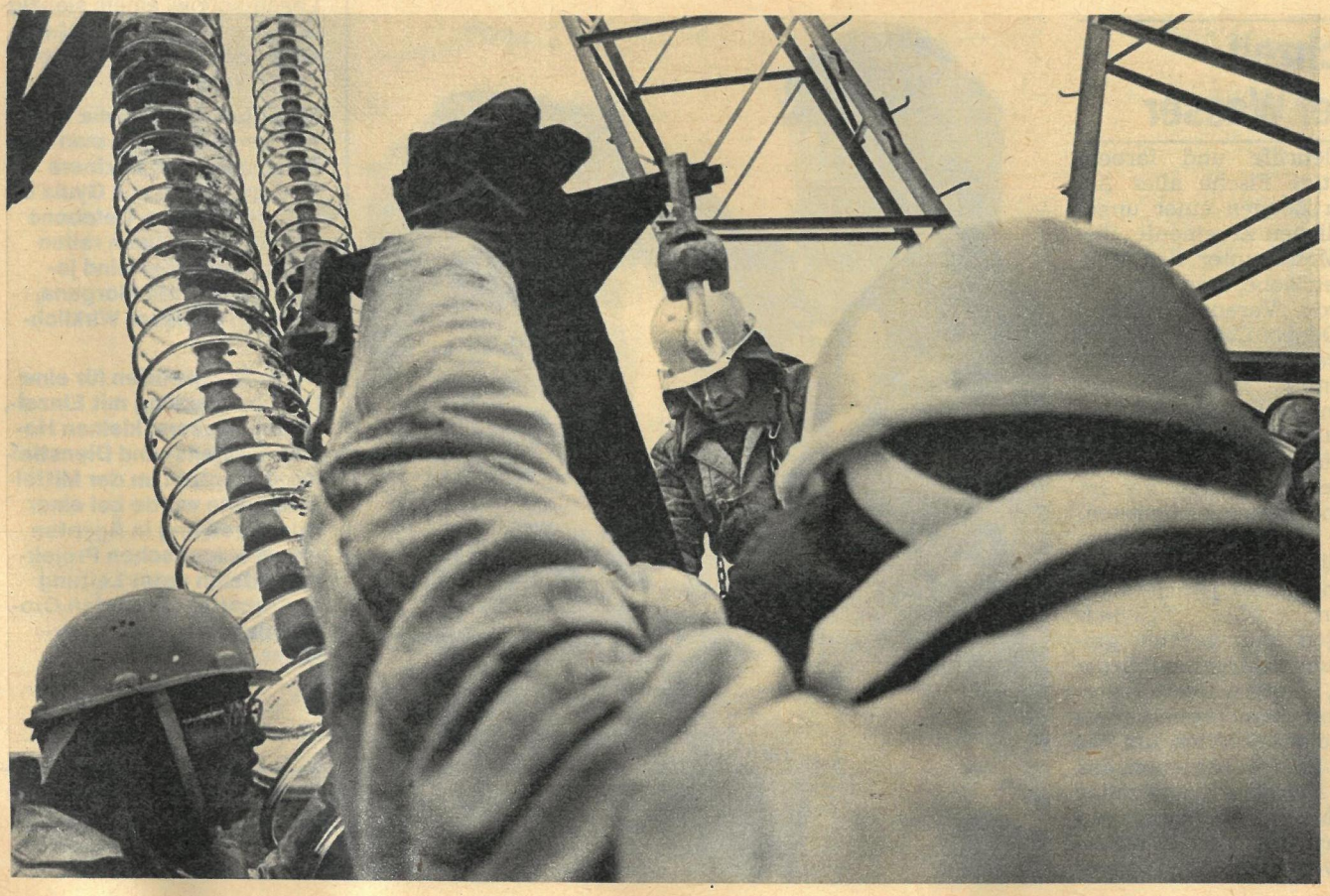
Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: V. Billeb, V. Hohlfeld (2), K. Winkler, Repro M. Dabdoub, CAF, MTI, P. Jiamin/Xinhua, TASS, Prensa Latina (2); Vignette: D. Schüler

Bildbericht von Alexander Semljanitschenko

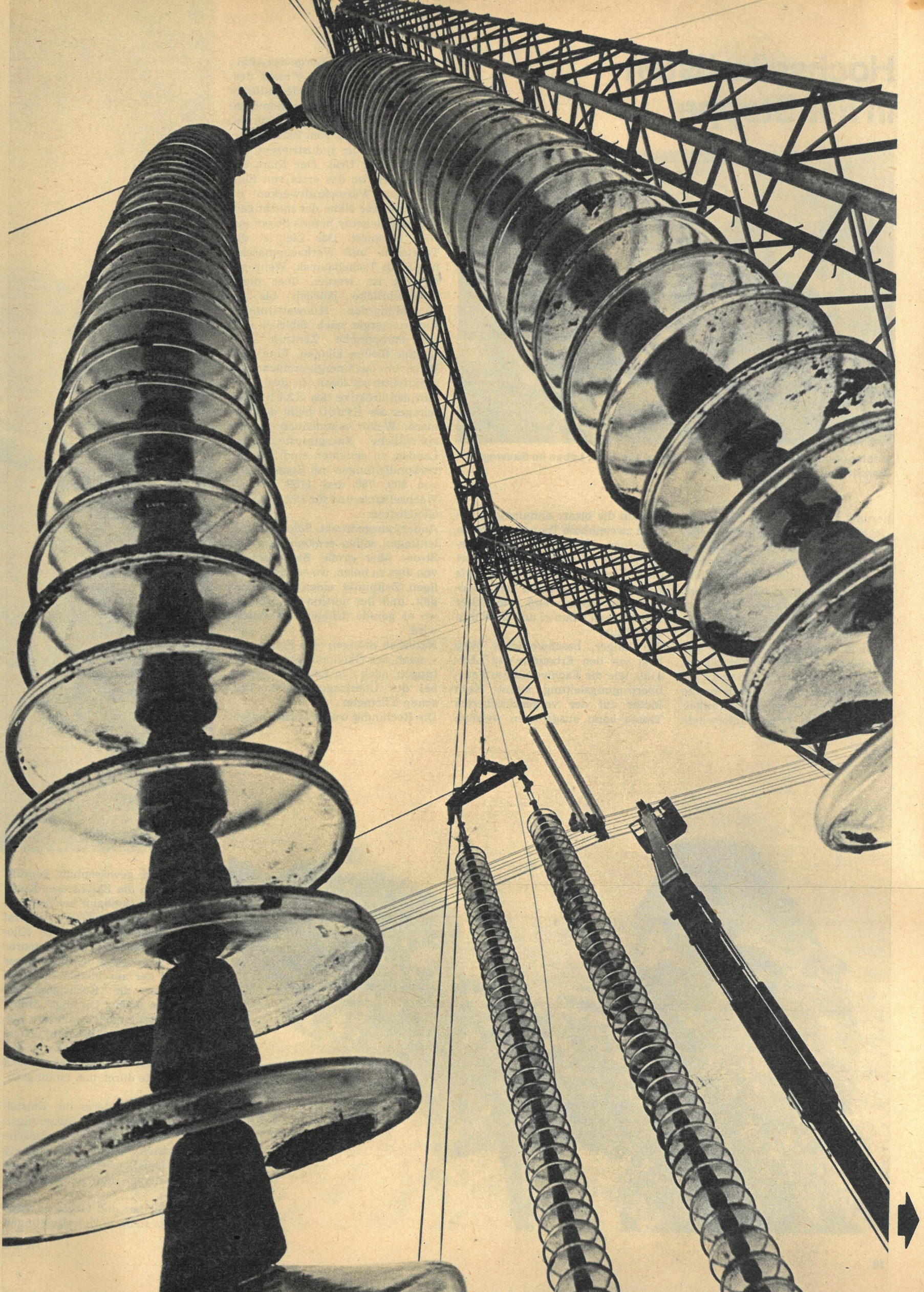
Hochseil-artisten in der Steppe

Energie-Superbrücke über 1235 Kilometer von Ekibastus bis in den Ural. Vor der Premiere der ersten Wechselstrom-Fernleitung mit einer Hochspannung von 1,15 Millionen Volt.





Ein Bautrupp, begleitet von Spezialtechnik, bahnt sich seinen Weg quer durch die rauhe Steppe Nordkasachstans. Vom Flugzeug aus sind die Menschen in der weitläufigen Ebene kaum auszumachen. Doch die Spur, die die Männer um Nikolai Machar hinterlassen, ist unübersehbar. Sie ziehen eine Stromleitung hinter sich her – eine Energie-Superbrücke, die mit ihrer Spannung von 1150 Kilovolt Wechselstrom bisher einmalig in der Welt ist. Die stählernen Stützmasten stehen in Reih und Glied ausgerichtet wie auf dem Exerzierplatz. Sie bestehen aus einer eigenwilligen Konstruktion – riesige, mit dem spitzen Winkel im Boden steckende Dreiecke, mehr als 40 Meter hoch. Die ungewöhnliche Form der Masten bürgt für Zuverlässigkeit und Stabilität, erfordert zugleich weniger Bewehrungsstahl und eine kleinere Aufstellfläche. Eine von vielen ingenieur-technischen Leistungen, die für die Projektierung einer solchen Höchstspannungsleitung erbracht werden mußten. Nun sind die Elektromonteure an der Reihe. Sie turnen auf den Masten.



Hochseilartisten in der Steppe

Montageromantik: Arbeit zwischen Himmel und Erde, Leben im Bauwagen, Freizeit am Lagerfeuer.

herum, als wollten sie eine neue Drahtseilnummer aufführen. Dabei ist die Montage in dieser luftigen Höhe auch für erfahrene Leitungsbauer eine Premiere. So hoch hinaus waren sie noch nie. Sicherheit bleibt allererstes Gebot. Trotz aller Vorkehrungen heißt es bei Sturm oder Regen stop, erst einmal runter vom schaukelnden Mast. Momentan aber ist das Wetter, bis auf einen kurzen Schneeschauer, ihr Verbündeter, und sie montieren die vielen Meter langen Isolatorenketten. Mit Hilfe einer Motorwinde werden die bizarr anmutenden, jedoch zweieinhalb Tonnen schweren gläsernen Ketten in die vorgeschriebene Höhe gehievt. Dort oben kommt es dann allein aufs Können und Geschick der Monteure an. Faszinierend, wie sicher sie zwischen Himmel und Erde ihre Arbeit tun.

Ein langer, beschwerlicher Weg liegt vor den Erbauern der LEP-1150, wie die Fachwelt diese Fernübertragungsleitung nennt. Kein Meter auf der vorgeschriebenen Trasse kann ausgelassen werden, weder die kantigen Berge des Altai, noch die stürmischen Wasser des Irtysch oder Ischim. Jedes auftauchende Hindernis muß genommen werden. Der Weg der Leitungstrasse führt direkt vom Ekibastuser Kohlerevier zum Industriezentrum im mittleren Ural. Der Start erfolgte dort, wo das erste von fünf geplanten Wärmekraftwerken in unmittelbarer Nähe der mächtigen Lagerstätte heute bereits Strom ins Netz einspeist. Das Ziel ist die Traktoren- und Werkzeugmaschinen-Stadt Tscheljabinsk. Wenn sie erreicht ist, werden über diese Energiebrücke jährlich bis zu 40 Milliarden Kilowattstunden Elektroenergie nach Sibirien und ins europäische Zentrum des Landes fließen können. Einer der Wege, um das Energieproblem perspektivisch zu lösen. In der Fünfjahrplandirektive des XXVII. Parteitages der KPdSU heißt es lakonisch: Weiter auszubauen ist das einheitliche Energiesystem des Landes, zu errichten sind Systemverbundleitungen mit Spannungen von 500, 750 und 1150 Kilovolt Wechselstrom und für 1500 Kilovolt Gleichstrom…

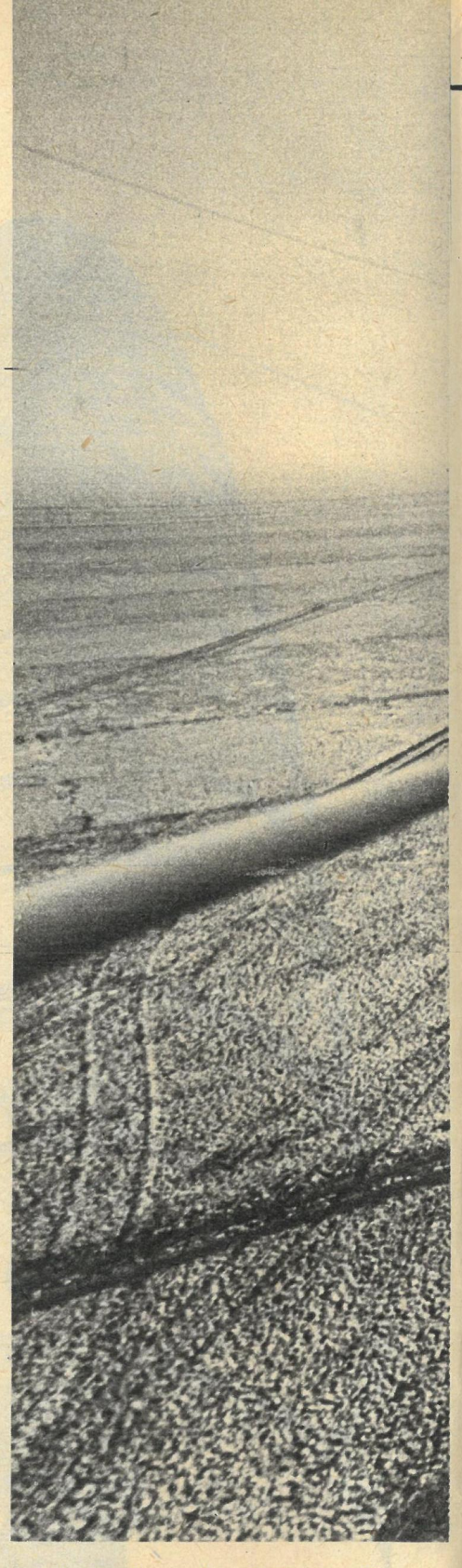
Anders ausgedrückt: Solche Superleitungen sollen ermöglichen, den Strom über große Entfernungen von dort zu holen, wo es zum jeweiligen Zeitpunkt einen Überschuß gibt, und ihn dorthin zu bringen, wo er gerade dringend gebraucht wird.

Natürlich drängen sich Fragen auf – nach der Ökonomie solcher Leitungen, nach den Energieverlusten bei der Übertragung über Tausende Kilometer.

Die Rechnung wurde vorher aufgemacht und gewissenhaft geprüft. Würde man die Ekibastuser Kohle weiter per Eisenbahn ins Zentrum des Landes transportieren und erst dort umwandeln, käme die Kilowattstunde um zehn Prozent teurer als die Erzeugung des Stroms vor Ort und der anschließende Transport über die Hochspannungstrasse. Ein solcher Leitungs-„Millionär“ ersetzt zugleich mehrere Leitungen früherer Konstruktionen, somit vermindert sich im Endergebnis auch der Bauaufwand und die Verluste durch den Leitungswiderstand.

Allerdings erforderte die Umstellung auf superhohe Spannungen viele wissenschaftlich-technische Vorarbeiten: so die Entwicklung neuer Isolationswerkstoffe, neuer Schutzanlagen und automatischer Systeme.

Die Mediziner und Ökologen führten spezielle Untersuchungen



durch, erarbeiteten Empfehlungen für geschützte Zonen im Bereich der neuen Hochspannungsleitung. Viele Fragen erforderten viele Antworten, die das Synonym „erstmalig“ verdienen.

Inzwischen wird in Nowosibirsk auf einem Experimentalabschnitt bereits die Übertragung von zwei Millionen Volt geprobt. Und am Stadtrand von Leningrad arbeiten Wissenschaftler emsig an einer Linie, die eine Spannung von drei Millionen Volt befördern soll – sie könnte die Leistung von mehreren Wasserkraftwerken wie die des Riesen am Jenissej, Sajan-Schuschenskoje, in sich aufnehmen. Zukunftsprojekte!

In Kasachstan aber kommen die Leitungsmonteure ihrem Ziel täglich ein Stück näher, und auf dem fertiggestellten Abschnitt bis Kustanai hat man ihre Strombrücke schon in Betrieb genommen...

Flach wie eine Bratpfanne und leuchtende Punkte ringsumher... Dieser oder ähnlicher Art sind die Beobachtungen, die immer wieder aus den verschiedensten Regionen der Sowjetunion der Akademie der Wissenschaften der UdSSR zugehen. Dort werden sie sorgfältig gesammelt und ausgewertet. W. Migulin, Direktor des Instituts für Erdmagnetismus, berichtet über die häufigsten Ereignisse in der Aerologie und der Raumfahrt, die den wahrgenommenen eigenartigen Luftbildern zugrunde liegen.

Merkwürdige Himmelserscheinungen werden oft in der Dämmerung beobachtet, wenn sich die Augenzeugen auf der Schattenseite der Erde befinden, das Beobachtungsgebiet aber von der Sonne bestrahlt wird. Der Abstand zu dem Objekt wird in der Regel recht groß sein. Eine günstige Situation entsteht, wenn die Sonne wenigstens um vier Grad unter dem Horizont verschwunden ist. Dann beträgt die Höhe des Erdschattens über dem Beobachter etwa fünfzehn Kilometer, und die dichtesten und damit hellsten Atmosphärenschichten „verlöschen". Wenn es dann in dem von der Sonne noch beschienenen Bereich der Atmosphäre irgendwelche Gebilde gibt, die das Licht gut reflektieren oder streuen, so kann man sie natürlich bei guten Wetterbedingungen auf der Erde ausgezeichnet sehen. Gerade dank diesem Effekt können Silberwolken, künstliche Erdsatelliten und selbst Planeten bemerkt werden.

Am häufigsten beschreiben die Augenzeugen Vorgänge, die mit dem Flug von Höhenballons oder dem Start von Weltraumraketen im Zusammenhang stehen. Die modernen Höhenballons nutzt die Forschung zur Untersuchung der Stratosphäre in Höhen von 30 bis 40 Kilometern, sogar bis 50 Kilometer. Davon werden international etwa 1000 im Jahr gestartet. Die jahreszeitlich bedingte Verteilung der Winde auf der Nordhalbkugel führt dazu, daß die Ballons vom September bis zum März von West nach Ost treiben, aber im Mai bis Juli von Ost nach West mit Geschwindigkeiten bis zwei-, dreihundert Kilometern in der Stunde. Das bedeutet, daß über dem Territorium der UdSSR außer den eigenen das gesamte Jahr über Ballons aus den europäischen Ländern und im Juni/Juli aus den USA und Japan auftauchen können.

In Drifthöhe nehmen sie eine Form an, die der eines umgestülpten Tropfens ähnelt. Andere Ballons haben eine zylindrische Form oder auch Doppelhüllen, die in großen Höhen das Aussehen einer Puppe annehmen. Das Volumen der Ballonhüllen bläht sich in Drifthöhe auf kolossale Ausmaße auf. Ihr Durchmesser übersteigt dann 100 Meter. Wegen des ausreichend hohen Reflexionskoeffizienten des Materials der Hülle kann der Ballon gesehen werden. Am Tage ist seine Farbe gewöhnlich nebligweiß, abends sieht er wegen der Sonnenbeleuchtung gelb oder rötlich aus. In dieser Zeit können um den Ballon herum manchmal konzentrische Ringe in roter Farbe oder andere optische Effekte auftreten, je nach dem Zustand der unteren Atmosphärenschichten, insbesondere der atmosphärischen Eiskristall- und Staubteilchenkonzentration.

Wenn der Ballon niedergeht, kann die Hülle in mehrere Stücke zerplatzen. Jedes von ihnen wird als einzelnes Objekt wahrgenommen. In seltenen Fällen bleibt die Hülle nach dem Abtrennen der Sonde unzerstört und setzt ihren Flug in einer willkürlichen Höhe fort, bis sie abstürzt. Das sieht manchmal wie das Driften einer formlosen Masse aus, die in allen Regenbogenfarben schillert.

Feuerschweif in der Dämmerung

Noch öfter bemerkte man Erscheinungen, die mit dem Start von Raketen im Zusammenhang stehen. In der Dämmerung und in der Nacht kann das Leuchten des Raketenantriebes gesehen werden, der Strom der heißen Gase, die aus der Düse herausströmen. Dieses Bild ist fast jedermann von Fotografien und aus Fernsehübertragungen vom Start der Weltraumschiffe vertraut. In geringer Distanz kann ein Raketenstart kaum für irgendeine andere Erscheinung gehalten werden. Anders dagegen, wenn sich der Beobachter in bedeutender Entfernung vom Startplatz befindet, etwa mehrere hundert Kilometer weit. Die spezifische rötliche Färbung des Schweifs der Rakete, ihre von der perspektivischen Verkürzung der Beobachtungen abhängende Bewegung am Himmelsgewölbe, das Fehlen von Schalleffekten, das praktisch augenblickliche Verschwinden nach Abschalten der Triebwerke – all das wird von einem unvorbereiteten Augenzeugen als etwas Geisterhaftes empfunden.

Außer dem Feuerschweif selbst bemerkt er in der Dämmerung Effekte, die mit der Streuung des Sonnenlichts an der Staubgaswolke zusammenhängen, die um die Rakete herum entsteht. Die Spur bildet sich infolge der ausgestoßenen

Das Objekt ähnelt einem Höhenballon.

Der Anblick löste ein Hochgefühl aus.

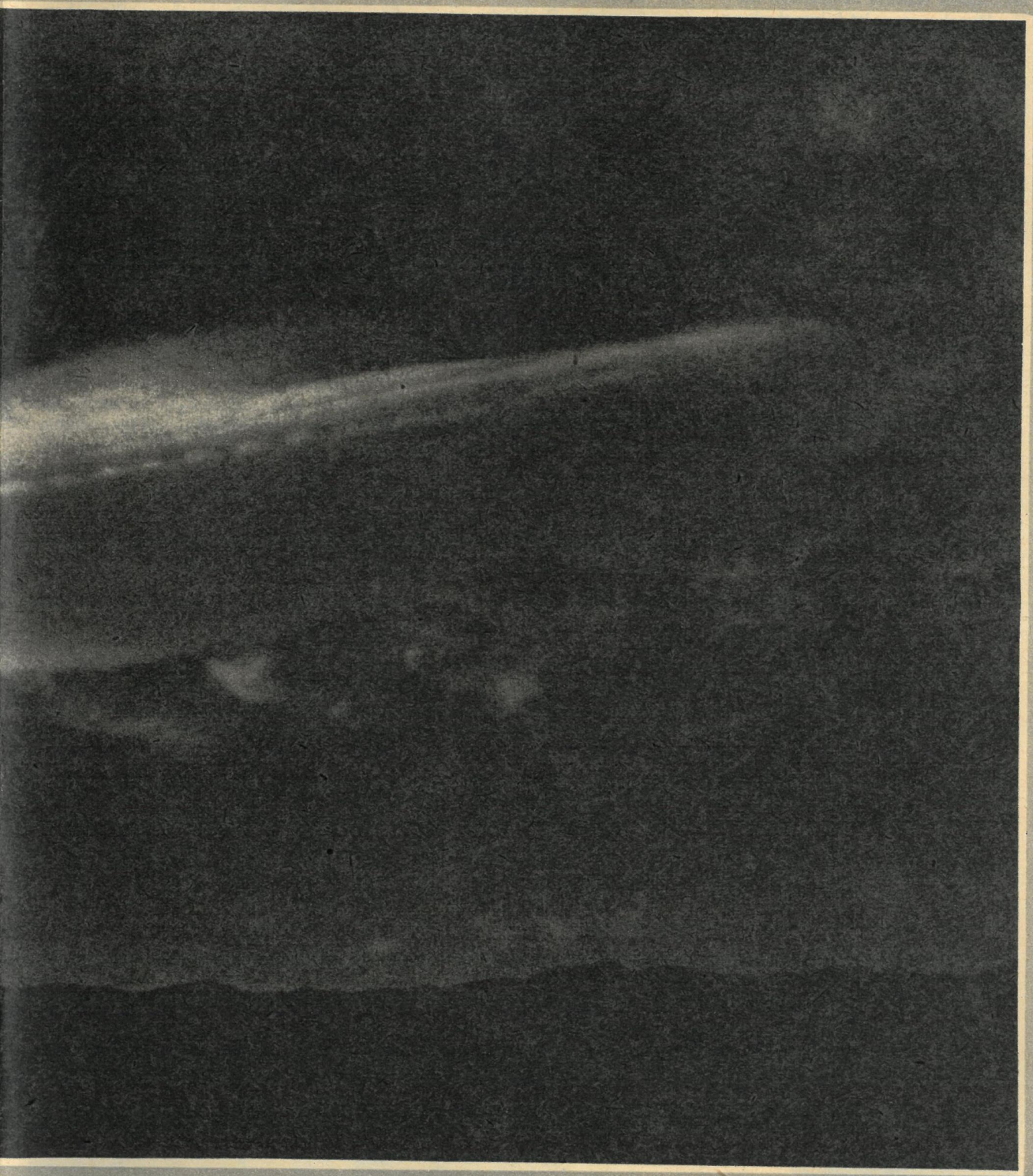
Wir haben eine vertikale Scheibe gesehen.

Das Luftbild hatte die Form einer Birne.

Eine Brat

Von der Erscheinung
ging ein Leuchten
in Form
eines Kegels aus.

Die Entfernung betrug
ein bis zwei Kilometer.



Die Farbe
war leicht
silbrig.

Seitlich
strebten
zwei lange
Fühler
auseinander.

Es
hinterließ
einen
unheim-
lichen
Eindruck.

pfanne am Horizont

Eine Bratpfanne am Horizont

Verbrennungsprodukte, ihrer teilweisen Kondensation und wegen des Austritts eines Teils des Brennstoffs während des Ein- und Abschaltens der Antriebe. Die physikalischen Bedingungen in großen Höhen sind derart, daß neben der Gaskomponente im Rückstoßstrahl auch verhältnismäßig massive Teilchen in der Größenordnung bis zu einigen Millimetern entstehen. Unterhalb 100 Kilometer erinnert die Staubgasspur teilweise an die Inversionsspur eines Flugzeugs, obwohl sie völlig anderer Natur ist. Der recht schmale und lange Streifen zerfließt mit der Zeit im Wind und nimmt die ungewöhnlichsten Formen an.

Oberhalb hundert Kilometer wächst die freie Weglänge der Teilchen an, und die aus der Düse hervorströmenden Verbrennungsprodukte verbreiten sich mit einer Geschwindigkeit von rund einem Kilometer in der Sekunde. Sie verteilen sich auf bedeutende Distanzen um die Rakete. Viele Kosmonauten konnten dieses ungewöhnliche Bild beobachten. Georgi Schonin beschreibt seine Eindrücke so: „Vor dem Hintergrund des schwarzen Himmels eine Masse weißer Teilchen, die sich zusammen mit dem Raumschiff bewegen. Sie sind von verschiedener Größe, in chaotischer Bewegung und bleiben allmählich zurück... Ich schwebe auf das Bullauge zu und sehe ein wunderschönes Bild: Im glitzernden Licht der Sonnenstrahlen fliegt dort unter leichten Drehbewegungen, hinter sich einen langen spiralförmigen Schweif aus den auslaufenden Treibstoffkomponenten herziehend, die letzte Stufe der Trägerrakete."

Bei günstigen Bedingungen kann man ein ähnliches Bild auch auf der Erde beobachten. Je nach der perspektivischen Verkürzung nimmt die Staubgaswolke die wunderbarsten Formen an: vom Luftschiff, wenn man sie von der Seite sieht, bis zum quallenförmigen Objekt, wenn man sie in Flugrichtung beobachtet, das heißt der sich entfernenden Rakete hinterherschaut. Ihr Durchmesser ist kilometerlang, und in der Dämmerung ist sie über Entfernungen von einigen hundert Kilometern ausgezeichnet zu erkennen.

Die Menge der in großen Höhen ausgestoßenen Verbrennungsprodukte ist sehr groß, deshalb ist die Intensität der Sonnenlichtstreuung mitunter so stark, daß man die Beleuchtung der Erde über eine Distanz von einigen hundert Kilometern mit dem Licht des Vollmondes vergleichen kann.

Das Petrosawodsker Phänomen

Wenn man berücksichtigt, daß sich die Objekte in großen Höhen entwickeln, so ist klar, daß sie auf einem riesigen Territorium gleichzeitig wahrgenommen werden können. Am 20. November 1977 wurden die Bewohner der Nordwestregion der Sowjetunion Zeugen einer Erscheinung, welche die Bezeichnung „Petrosawodsker Phänomen" erhielt (obwohl es mehr als 500 Kilometer von Petrosawodsk entfernt stattfand).

Die Erscheinung bewirkte eine Flut von Mitteilungen, auf deren Grundlagen sich die Fachleute ihr Bild machten. Der Vergleich der erhaltenen Ergebnisse mit den Angaben zur Flugbahn des zu dieser Zeit gestarteten Satelliten „Kosmos-955" ergab zweifelsfrei: Das beobachtete Phänomen wurde vom Start dieses Sputniks verursacht, und seine prächtigste Phase, die Herausbildung einer quallenförmigen Wolke, entstand mit dem Eintritt der Trägerrakete in den Erdschatten.

Ursache nicht so bedeutungsvoller Effekte, wie etwa der Flug von „leuchtenden Kugeln", ist zuweilen die Lichtstreuung in der das Raumschiff umgebenden Atmosphäre. Die Kugeln entstehen nicht nur in der Nähe des Startplatzes, sondern sind auch von völlig unerwarteten Plätzen aus zu sehen. Beim Start von interplanetaren Stationen werden diese zunächst auf eine fast kreisförmige Parkbahn um die Erde gebracht, und erst von dort erfolgt mit dem Einschalten des Antriebs der endgültige Abflug des Weltraumapparats.

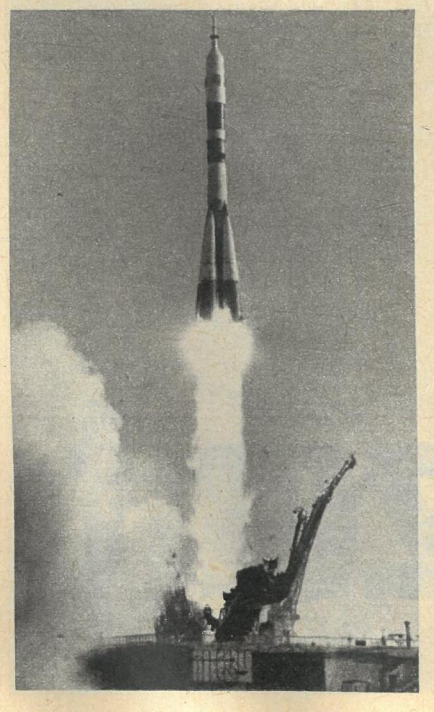
Der Flug in den oberen Schichten der Erdatmosphäre wird nicht nur von optischen Effekten begleitet. In der Ionosphäre herrscht wegen komplizierter Reaktionen zwischen den Molekülen, Atomen, Ionen und Elektronen ein relatives Gleichgewicht in der Verteilung der einzelnen Komponenten vor. Der eingeschaltete Raketenmotor stößt in das Medium „fremde" Stoffe aus, die es dort unter normalen Bedingungen nicht gibt. Jetzt beginnen vor allem Ionen- und Molekülreaktionen, die in starkem Maße die Gleichgewichtszusammensetzung der Ionosphäre verändern. Sie führen zu einer bedeutenden Verringerung der Elektronenkonzentration. Es entsteht ein sogenanntes „Ionosphärenloch". Die Ausmaße der „Löcher" sind sehr imponierend: bis zu Hunderten von Kilometern im Durchmesser mit einer Lebensdauer bis zu einigen Stunden. In dem Gebiet, wo sie auftreten, kann der gesamte Funkverkehr zum Erliegen kommen.

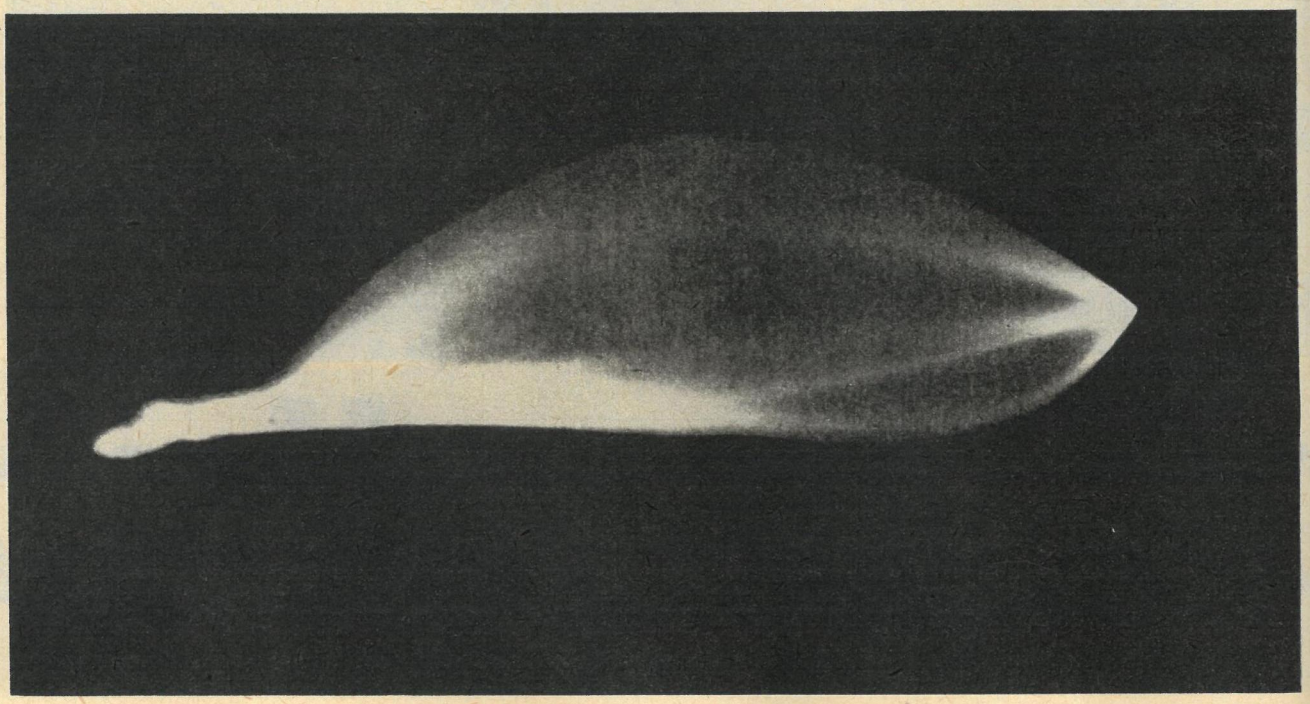
In anderen Mitteilungen an die Akademie werden Naturerscheinungen, wie etwa die Polarlichter, beschrieben. Die Bewohner der nördlichen Regionen lassen sich davon selten beeindrucken, in den mittleren Breiten allerdings werden sie als etwas Übernatürliches empfunden. Polarlichter sind noch in den Breiten von Leningrad, Moskau und Odessa zu bemerken. Ein besonderes Geschenk machte die Natur den Frauen am 8. März 1970 in Form eines Polarlichts, das sich über ein bedeutendes Gebiet des europäischen Teils der UdSSR, einschließlich Moskau, erstreckte. Aus der Geschichte sind ähnliche Fälle selbst im alten Rom und in Ägypten bekannt. Unter den Polarlichtern trifft man auf die vielfältigsten, seltensten Formen, zum Beispiel wenn kleine kompakte oder pulsierende Gebiete leuchten. Sie sehen wie Leuchtflecke aus, die periodisch ihre Helligkeit ändern... Ihre wirkliche Natur können die Fachleute durch den Vergleich der Beobachtungsangaben mit den geophysikalischen Daten schnell feststellen, ebenso wie sie jene bizarren Erscheinungen identifizieren, die mit dem Eintritt von Meteoriten und Kleinstasteroiden in die Erdatmosphäre entstehen.

Unsere Analysen haben gezeigt, fast das gesamte Spektrum der bisher beobachteten Phänomene läßt sich mit natürlichen Ursachen und dem technischen Wirken des Menschen erklären. Nur ein sehr geringer Teil, etwa fünf Prozent der wahrgenommenen eigenartigen Luftbilder, kann nicht eingeordnet werden. Das ist nicht viel, wenn man bedenkt, daß die Wissenschaftler es im wesentlichen mit den sehr subjektiven Beschreibungen der Augenzeugen zu tun haben.

Wir sind von einer Welt umgeben, die noch voller Geheimnisse ist. Rätsel machen den Wissenschaftlern auch bei der Erforschung der Entwicklungsgesetze des Universums und beim Eindringen in die Geheimnisse der Mikrowelt zu schaffen. In dieser Richtung haben auch die Beobachtung und Analyse von atmosphärischen und kosmischen Erscheinungen ihren Platz.

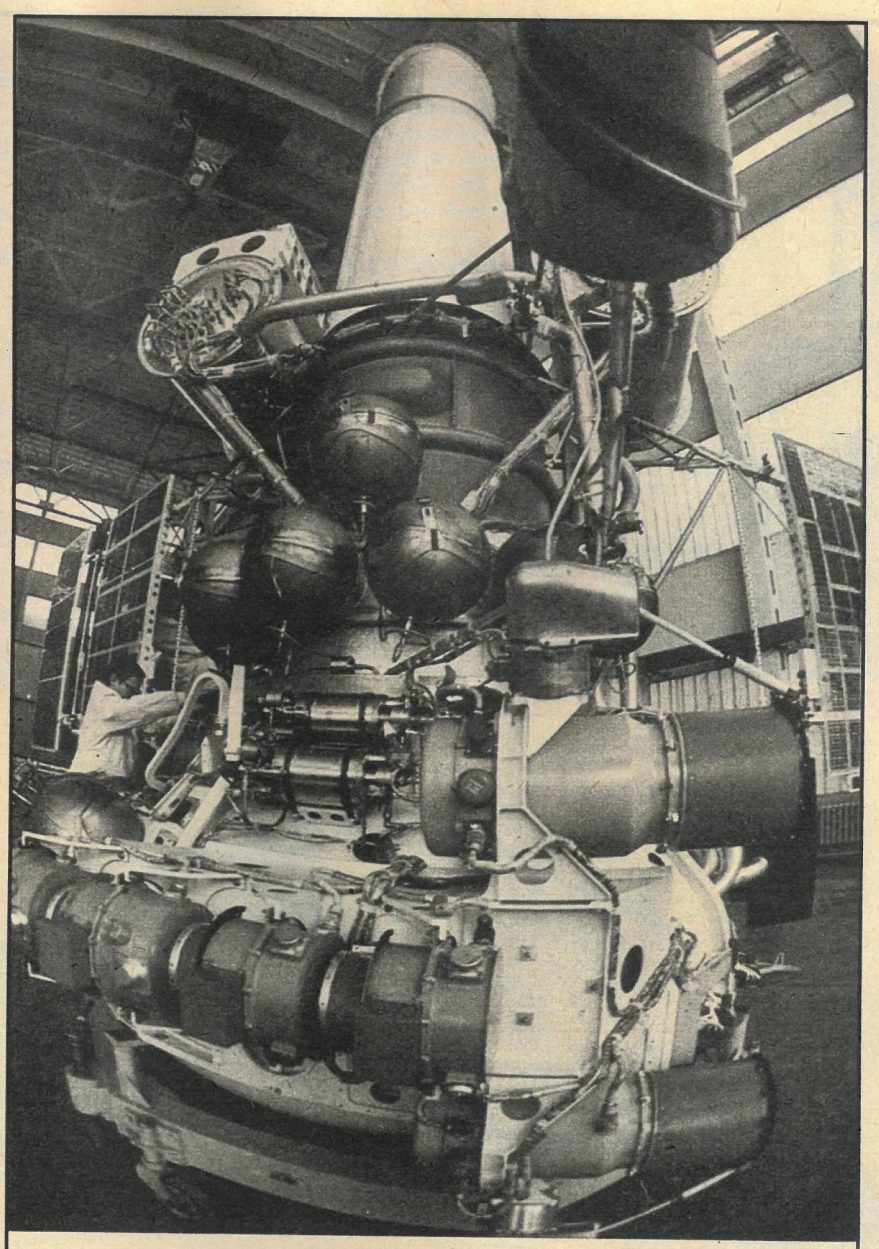
Ursache und Wirkung: Raketenstart in den Weltraum und die von der Sonne bestrahlte Staubgasspur der Trägerrakete.



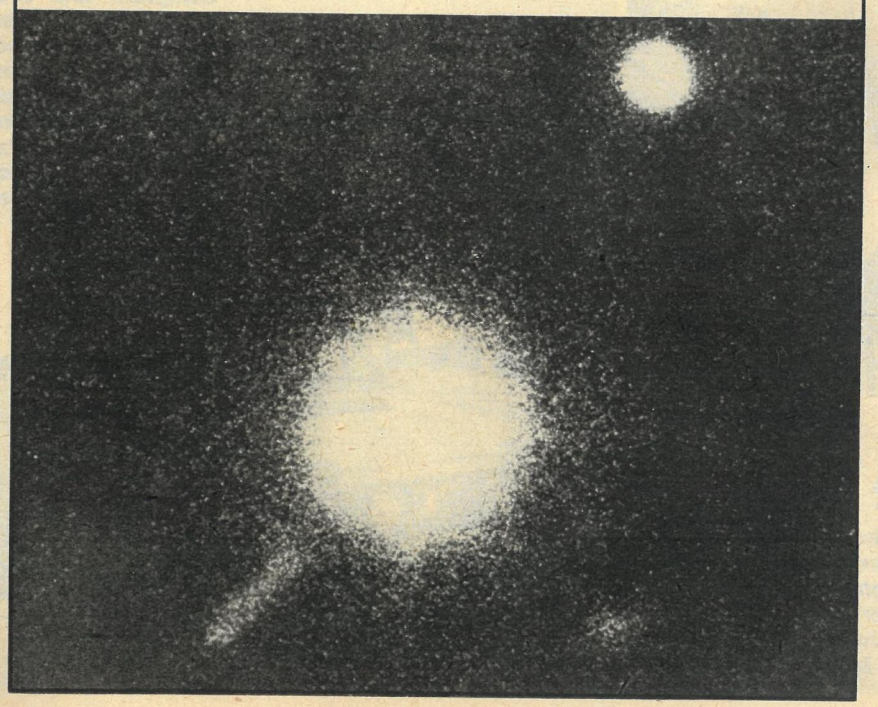


Fotos: Archiv, TASS, „Nauka SSSR"
Entnommen aus „Nauka SSSR"

Mehr als zwei Jahre beobachtet im Weltall die sowjetische automatische Kosmosstation „Astron“ (Foto rechts) kosmische Objekte wie zum Beispiel Quasare (Foto unten). Bis heute funktionieren alle Geräte, obwohl ihre Lebensdauer eigentlich für ein Jahr vorgesehen war.



Erde ruft „Astron“



An Bord der Station befinden sich eine Röntgenapparatur und ein Ultraviolett-Teleskop. Sie sollen Daten über die im UV- und Röntgenbereich des Universums ablaufenden Prozesse geben, die von Teleskopen auf der Erde nicht empfangen werden können. Ihre Atmosphäre stellt sich als unüberwindbare Barriere in den Weg. Aber eine bedeutende Erweiterung der Vorstellungen von der Evolution vieler kosmischer Objekte und Prozesse ist nur möglich, wenn es gelingt, Angaben zu ihrer UV- und Röntgenstrahlung zusammenzutragen. Im sichtbaren Spektralbereich sind die Linien der Elemente der kosmischen Objekte nur sehr schwach ausgebildet. Im UV-Bereich dagegen zeigen sie sich heller und klarer.

Mit „Astron“ schufen sich die Physiker eine neue Möglichkeit zur Untersuchung physikalischer Prozesse im Weltraum. Das UV-Teleskop mit einem Hauptspiegel von 80 Zentimetern im Durchmesser und einer großen Arbeitsfläche von 3939 Quadratzentimetern war Anlaß zu der Hoffnung, wenn schon nicht die vielen geheimnisvollen Phänomene endgültig zu lösen, so doch eine teilweise Erklärung geben zu können. Rücken doch selbst entfernteste Objekte im All in das Blickfeld des Teleskops.

Hier nun einige Schlußfolgerungen aus den Daten von „Astron“: Die verschiedenen nichtstationären, instabilen Prozesse im Weltraum führen dazu, daß von der Oberfläche der Sterne Materie abgestoßen wird, die um sie herum eine sich ausdehnende Hülle bildet. Kennt man die Ausdehnungsgeschwindigkeit und die Dichte, kann man die Größe des Masseverlustes der Sterne bestimmen. Es stellte sich heraus, daß die maximale Geschwindigkeit der ausströmenden Stoffe in der Regel größer als 2000 Kilometer in der Sekunde ist, der Betrag des Masseverlustes aber in der Größenordnung von 10^{-7} Sonnenmassen im Jahr liegt. Das bedeutet, daß die heißen Sterne recht intensiv „abmagern“.

Der Direktor des Astrophysikalischen Krim-Observatoriums der AdW der UdSSR, Akademiemitglied A. Sewerny, interessierte sich für die Spektren der heißen Objekte mit besonderer chemischer Zusammensetzung. Er versuchte zu schweren Elementen gehörende Linien zu finden und ihre Zusammensetzung zu bestimmen. Das gelang für zwei Quellen. Eine befindet sich im Sternbild des Schwans und die andere in dem des Drachens. In ihnen wurde ein Überschuß (hundertmal mehr als auf der Sonne) von schweren Elementen fixiert: Blei, Wolfram und Uran. Ihre Zusammensetzung und Anteile ermöglichen eine Aussage zur Evolution der Objekte.

Das Hauptröntgenteleskop-Spektrometer mit einer Fläche von etwa 2000 Quadratzentimetern ist zur Erforschung der Röntgenstrahlenquellen mit Energien von 2 bis 25 Kiloelektronenvolt vorgesehen. Ein Teil von ihnen ist in der Nähe des galaktischen Zentrums in einer Entfernung von 25 000 Lichtjahren zur Sonne in Richtung des Sternbilds des Schützen konzentriert. Dort befindet sich auch das eigenartige kosmische Objekt – der „schnelle Burster“. Periodisch, ungefähr zweimal im Jahr, werden von ihm im Verlaufe von sieben bis zehn Tagen Serien von kurzen Impulsen mit einer Dauer von etwa zehn Sekunden erzeugt.

Entsprechend dem theoretischen Modell ist ein „Burster“ ein Doppelsternsystem, das aus einem Neutronen- und einem Zwergstern besteht. Unter Einwirkung der Gravitationskräfte des Neutronensterns erhitzt sich die Materie des „Zwergs“ bis auf Dutzende Millionen Grad und strömt auf seine Oberfläche hinüber. Wie Berechnungen zeigen, kommt es, wenn die Dicke der herabfallenden Schicht den kritischen Wert von etwa einem Meter erreicht, zum Ausbruch. Seine Stärke ist so groß wie jene Sonnenenergie, die in 24 Stunden abgestrahlt wird, und er dauert nur einige Sekunden an.

Mit dem „Astron“ gelang es, zweimal einen „schnellen Burster“ während der Mondfinsternis zu „sehen“, wodurch seine Koordinaten an der Himmelssphäre exakt bestimmt werden konnten.

Bisher haben Astrophysiker mit Hilfe von „Astron“ 97 Sterne verschiedener Spektralklassen und Lichtstärken sowie 25 Quasare und Galaxien verschiedenster Typen untersucht. Die Bearbeitung der gesammelten Daten wird noch Jahre andauern. Und immer neue kommen hinzu. Wie lange aber „Astron“ auf der Umlaufbahn noch seine Kreise ziehen wird? Eins ist gewiß: Die Station hat schon jetzt die Funktionsfähigkeit, Effektivität und Zuverlässigkeit solcher spezialisierten Roboter-Satelliten unter Beweis gestellt.

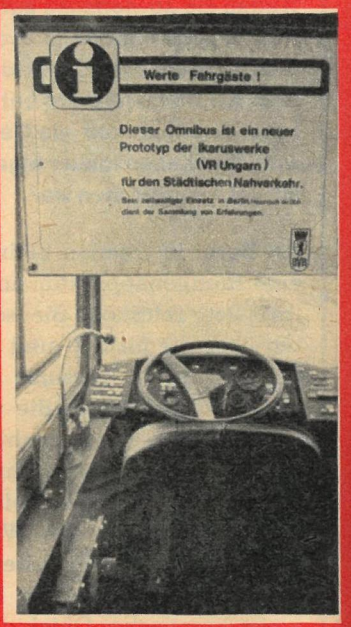
A. Gojartschuk

Fotos: Archiv

angebot; die um 18 Zentimeter niedrigeren Einstiegstufen (besonders für Kinder und ältere Fahrgäste bequemer); die Türöffnung per Knopfdruck von außen. Dem Fahrer schafft die technische Ausstattung wesentliche Arbeitserleichterungen. Insgesamt gefällt das gute Fahrverhalten sowie das attraktive Äußere und Innere des Neuen. „Manche Fahrgäste", so Bernd Weag, „kamen vor dem Aussteigen ganz begeistert nach vorn, klopften mir auf die Schulter und wünschten weiterhin gute Fahrt mit diesem schmucken Wagen." Vorerst nur bis Juli. Dann muß sich Bernd Weag von dem 415er trennen. Die Hinweise und Ratschläge der BVB-Fahrer, die ihn geprüft haben, werden dann, soweit möglich, bei der noch für dieses Jahr vorgesehenen Aufnahme der Serienproduktion berücksichtigt. Ein ungarischer Kollege ist derzeit ständiger Partner auf dem Bushof in Berlin-Weißensee. Mit den Erprobungsfahrten setzt sich eine bewährte RGW-Zusammenarbeit fort.

Seit 1952 erhielt die DDR 30 000 Busse aus Ungarn. An jedem Tag befördern IKARUSSE in der DDR rund 5 Millionen Fahrgäste auf etwa 17 000 Linien. Dabei legen sie im Jahr rund 700 Millionen Kilometer zurück. Im Schnitt ist das pro Linie einmal im Jahr um die Erde.

W. Tautenhahn

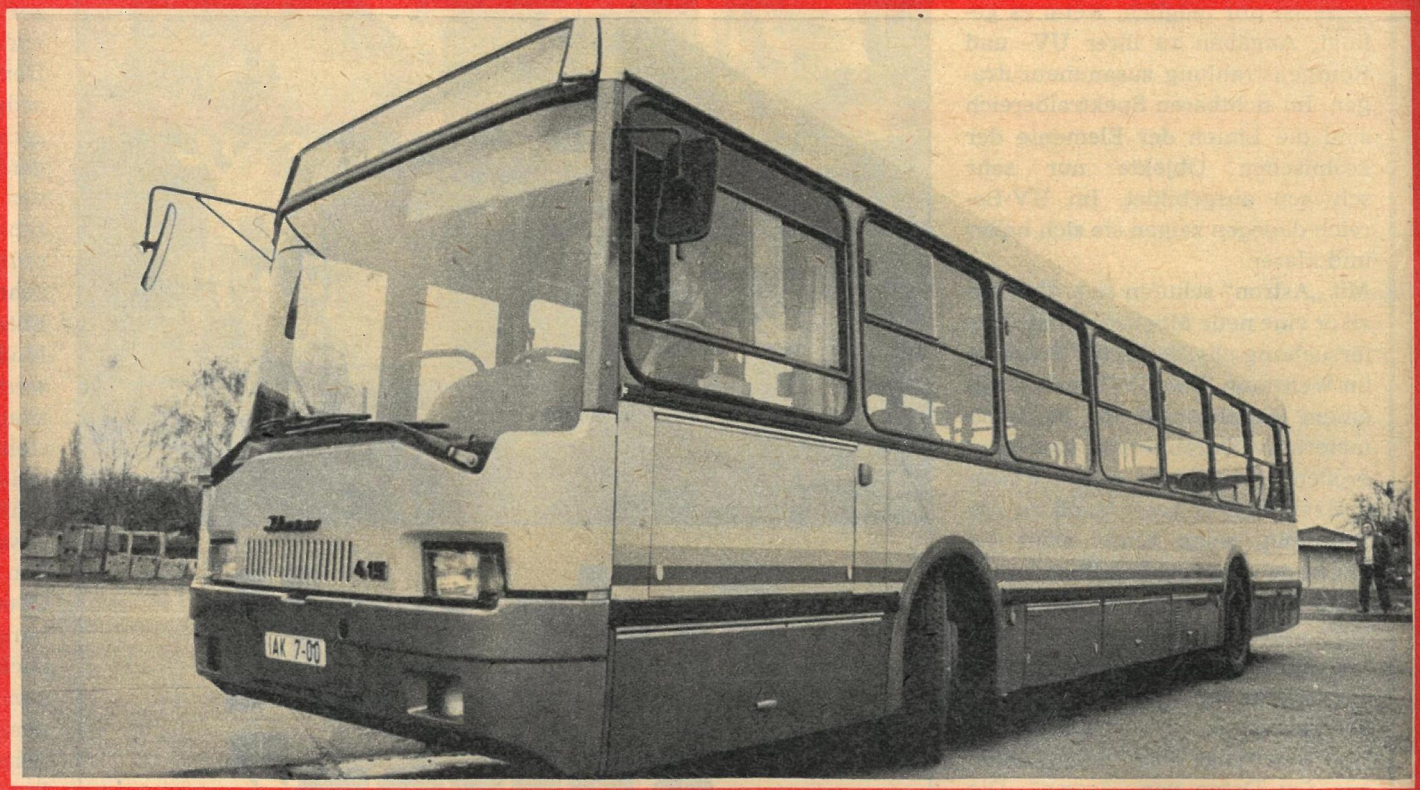


IKARUS im Berlin-Test

Seit Wochen verunsichert ein silbergrauer Omnibus mit Bauchbinde in Blautönen die Berliner. Sollen sie einsteigen, oder sollen sie nicht? Sie sollen!

Der IKARUS 415 (Foto rechts) ist ein Prototyp aus den traditionsreichen ungarischen Buswerken. Die Budapester vertrauten den Berlinern ihren Neuling zum Test unter Betriebsbedingungen an. Seit Februar rollt er auf unterschiedlichsten Linien der Berliner Verkehrsbetriebe (BVB), mal durch dichten Stadtverkehr, mal hinaus nach Müggelheim.

Bernd Weag (oben links) ist einer der vier auserwählten „Test-Piloten". Seit elf Jahren steuert er BVB-Busse. Er nennt einige Vorteile des neuen IKARUS: Das um sieben Plätze erweiterte Sitz-



„Mossi"-Design

Der neue „Moskwitsch 2141", dessen erste Versuchsserien-Modelle pünktlich zum XXVII. Parteitag der KPdSU fertig wurden, wird zunächst in seiner Grundform als Limousine geliefert. Nun sind die Designer im Werk „Leninscher Komsomol" dabei, die Varianten produktionsreif zu machen. Unser Foto: Gestalter W. Anjunjan sowie die Modellbauer A. Kulygin und O. Ptscholkin mit einem Modell des Moskwitsch-Kombi.

„Niwa"-Novität

Das Wolga-Autowerk arbeitet an Weiterentwicklungen des Standardmodells Lada „Niwa". So ist die Sonderserie Lada „Niwa-Kosak" (unser Foto) ein echtes Luxusfahrzeug mit vier Formsitzen, hohen Lehnen, gefüttertem Faltdach, Plastkofferklappe, Gasdruck-Teleskopdämpfern und breiter 15"-Bereifung 225/60 auf Leichtmetallfelgen. Sportwagengleiche exzellente Fahreigenschaften und eine gediegene Optik machen den „Kosak" zu einem Spitzenmodell unter den geländegängigen Personenkraftwagen. SHK

Tendenz rückläufig

1985 ereigneten sich auf den Straßen der DDR insgesamt 45 800 Verkehrsunfälle, 1360 weniger als im vorangegangenen Jahr. Das ist eine Senkung um 3 Prozent. Mit 1450 Verkehrstoten (161 oder 10 Prozent weniger) und 39 521 Verletzten (1881 oder 4,5 Prozent weniger als 1984) ergab sich eine insgesamt rückläufige Tendenz im Verkehrsunfallgeschehen.

Der niedrigste Stand seit 20 Jahren wurde registriert. Trotzdem geschehen täglich auf unseren Straßen durchschnittlich 130 Unfälle, bei denen vier Menschen ihr Leben verlieren und hundert teilweise so schwer verletzt werden, daß sie Dauerschäden davontragen. Diese Angaben beweisen, daß jeder

PS-Nachrichten

Der Rubel rollt, wenn in der UdSSR zu schnell gefahren wird. Die erstmalige Überschreitung einer zulässigen Höchstgeschwindigkeit kostet den Sünder 10 Rubel, beim zweiten Mal beträgt die Strafe 20 Rubel. Wird er im gleichen Jahr ein drittes Mal ertappt, ist eine Ordnungsstrafe von 20 bis 50 Rubel fällig plus Entzug des Führerscheins für sechs Monate.

Unter-Straßenbahnen sollen helfen, die Verkehrsprobleme in der ČSSR-Messestadt Brno zu lindern. Auf unterirdischen Trassen (Gesamtlänge: etwa 6 Kilometer) sollen dreigliedrige Tatra-Bahnen verkehren, von denen jeder Wagen 350 Fahrgäste aufnimmt.

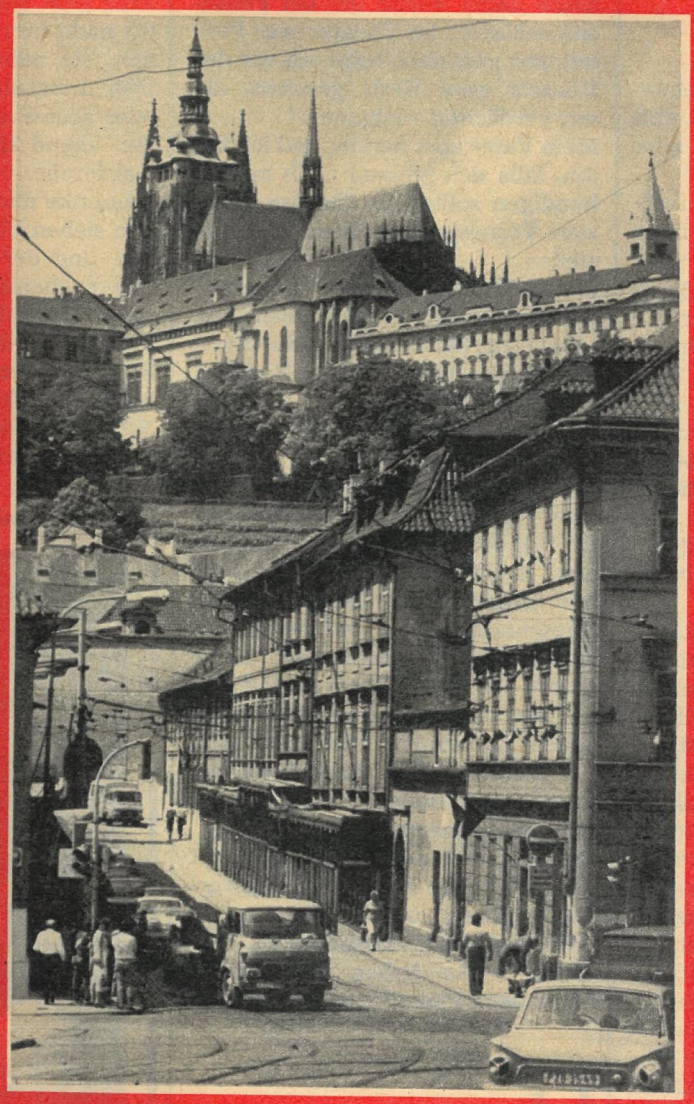
Elektronischer Pförtner kann eine Halbschrankenanlage genannt werden, die in der westungarischen Stadt Györ entwickelt wurde. Sie wird mit einer Magnetspeicherkarte geöffnet. Beim Einbau in einem Parkhaus erteilt die Anlage bei entsprechender Programmierung auch Auskunft, wieviel Plätze noch frei oder welche Gebühren fällig sind.

Der Kleinwagen Polski Fiat 126 p, von dem in Bielsko Biała mittlerweile 1,7 Millionen vom Band liefen, wird ab 1987 mit Weiterentwicklungen an Karosserie und Antrieb produziert. Die Motorleistung erhöht sich um 4 PS auf 27 PS, der Gepäckraum wird vergrößert.

Neue ČSSR-StVO noch 1986

Noch in diesem Jahr soll in der ČSSR eine neue Straßenverkehrsordnung in Kraft treten. Eine grundsätzliche Veränderung ist dabei natürlich kaum zu erwarten, denn die bisherigen Grundregeln entsprachen den internationalen europäischen Empfehlungen (ECE) und sind somit auch unseren sehr ähnlich. So wird es auch bleiben. Doch die sich stetig entwickelnden nationalen Bedingungen im Straßenverkehr verlangen in gewissen Zeitabständen Korrekturen verschiedener Paragraphen.

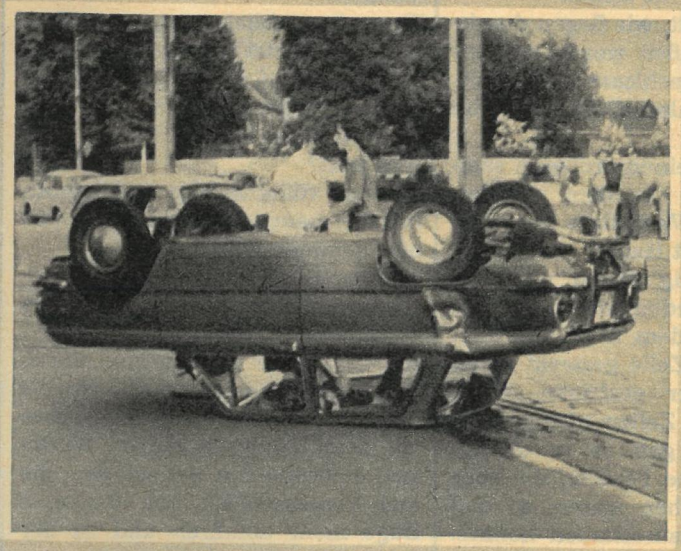
Schon heute zeichnen sich einige Aspekte für bevorstehende Veränderungen der ČSSR-StVO ab. Sie betreffen unter anderem die technische Ausstattung der Fahrzeuge. So ist zu erwarten, daß ein zweiter Außenrückspiegel – also an der rechten Fahrzeugaußenseite – vorgeschrieben wird. Außerdem ist eine Anlegepflicht der Sicherheitsgurte auch auf den hinteren PKW-Sitzen im Gespräch. Wird die erweiterte Gurtpflicht Realität, so gilt sie dann auch für ausländische Touristen auf den ČSSR-Straßen. Das Anschnallen ist nämlich eine Verhaltensanforderung, die sich aus der jeweiligen Straßenverkehrsordnung ergibt und die es einzuhalten gilt. Unabhängig davon werden im Gastgeberland die Zulassungsbestimmungen über die Bau- und Betriebsbedingungen der Fahrzeuge aus dem jeweiligen Heimatland respektiert. Dieses sogenannte Gastrecht ermöglicht gewisse Toleranzen. So kann man noch getrost mit einem PKW in die ČSSR einreisen, in dem für die hinteren Sitze keine Gurte montiert sind. Die Fondpassagiere können unangeschnallt mitreisen. Sind jedoch Rücksitzgurte vorhanden, so besteht selbstverständlich die verbindliche Anschnallpflicht. Übrigens dürfen Kinder bis zum 12. Lebensjahr in der ČSSR schon jetzt nicht auf den Kraftfahrzeugvordersitzen mitgenommen werden. Wer seinen Sprößlingen nach unserer StVO derartiges gestattet, muß spätestens an der Grenze zur ČSSR umplazieren. Nach unseren Recherchen wird es in der künftigen ČSSR-Straßenverkehrsordnung auch kein absolutes Fahrverbot für Zweitaktfahrzeuge geben. Warum auch? Nahezu jedes dritte in unserem Nachbarland zugelassene Fahrzeug ist ein Zweitakter. Schon dieser Fakt allein entkräftet jegliche Gerüchte darüber. Und außerdem würde auch in diesem Fall für einreisende Zweitakt-Touristen das schon erwähnte Gastrecht gelten. Richtig ist allerdings, daß es in bestimmten Naturschutzgebieten der ČSSR ein generelles Fahrverbot für Kraftfahrzeuge gibt. Sowohl für Zwei- als auch für Viertakter. Weitergehende Einschränkungen kann und wird es nicht geben.



Wie wir erfuhren, sollen die bisher geltenden Höchstgeschwindigkeiten von 60 km/h innerorts, 90 km/h außerhalb der Ortschaften und 110 km/h auf Autobahnen bleiben. Es empfiehlt sich, diese Festlegungen gewissenhaft zu beachten, denn die Strafen sollen sich spürbar erhöhen.

Gabriele Schadewald

P. S. Prag als Ziel für Autoreisen hat bekanntlich seine Tücken. Es empfiehlt sich, sein Fahrzeug auf einem PR-Parkplatz abzustellen und mit der Metro oder anderen städtischen Verkehrsmitteln ins Zentrum zu fahren. Das geht schnell, und man erspart sich Ärger und Aufregung. Denn Parksünder im Stadtinnern können mit großer Wahrscheinlichkeit damit rechnen, daß das „corpus delicti" für sehr empfindliche Kosten dahin abgeschleppt wird, wo es stehen darf. Der den DDR-Touristen bekannteste PR-Parkplatz befindet sich in Prag 7 (Holešovice) am Kultur- und Erholungspark „Julius Fučik".



Verkehrsteilnehmer einen bewußten Beitrag zur Erhöhung der Verkehrssicherheit leisten muß. Noch ist der Zustand bei weitem nicht zufriedenstellend: Die Verkehrspolizei mußte 1985 in 2,1 Millionen Fällen Ordnungswidrigkeiten ahnden. Fast 750 000 Kfz-Lenker hatten sich wegen Überschreitung der zulässigen Höchstgeschwindigkeit zu verantworten. 58 000 Führerscheine wurden entzogen, fast die Hälfte davon wegen alkoholisierten Fahrens. Das im Januar 1986 vom DDR-Ministerrat bestätigte Verkehrssicherheits-Programm richtet deshalb die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit darauf, „allen Verkehrsteilnehmern notwendiges Wissen über richtiges Verhalten im Straßenverkehr zu vermitteln, ihr verkehrsgerechtes Handeln zu fördern... Gesellschaftliche Unduldsamkeit und Kritik gegenüber rücksichtslosem, aggressivem und undisziplniertem Verhalten – insbesondere Fahren unter Alkoholeinfluß, Verkehrsraserei, Lückenspringen, Mißachtung von Fahrzeugen mit Sondersignal" – müssen wirkungsvoll entwickelt werden.

L. Liebmann

Jedes Ding hat ein Warum.

Fotos: Volker Hohlfeld (4), A. Schogin, Siegfried H. Karbaum, Lothar Liebmann, Detlef Christel; Redaktion: Klaus Hurrelmann

Auch nach einer Juni-Bowle: mobile Süß getrunken, sauer bezahlt!

Am 28. Februar 1933 ging ich ins Theater,

um nach dem Probenplan zu sehen. Der Portier sagte zu mir: „Gut, daß Sie da sind. Sie sollen gleich zum Generalintendanten kommen."

Ich ging ins Vorzimmer und wurde sofort vorgelassen. Iltz saß hinter seinem großen Schreibtisch.

Seine Hand spielte mit dem Brieföffner. „Vor einer Stunde war die Polizei hier. Sie hat Sie gesucht."

„Nanu! Warum?"

„Soviel ich verstanden habe, sind Sie politisch denunziert worden. Es scheint sich allerhand vorzubereiten. Haben Sie die Zeitung heute gelesen? Seien Sie auf jeden Fall vorsichtig in den nächsten Tagen."

Das kam mir nicht ganz unerwartet.

Ich war seit fünf Jahren als Regisseur und Schauspieler in Düsseldorf. Vier Jahre bis zum Tode von Louise Dumont im Schauspielhaus und seit einem Jahr am Stadttheater. Die Art meines Rollenfaches – jugendliche Helden und Charakterhelden – hatte mir im bürgerlichen Publikum einen großen Freundeskreis verschafft. Andererseits war ich auch der Düsseldorfer Arbeiterschaft nicht unbekannt, weil ich auf ihren Veranstaltungen rezitierte und mich überhaupt für ihre Bemühungen auf kulturellem Gebiet stark einsetzte. Ich studierte Gesangschöre ein, leitete Laienaufführungen und war der nationalsozialistischen Bewegung aus diesem Grunde verhaßt. Dann war ich auch noch der Mitgründer einer Gesellschaft, die allmonatlich einen sozialwissenschaftlichen Vortrag veranstaltete. Dieser Gesellschaft gehörten linksgerichtete Ärzte, Architekten, Schriftsteller, Schauspieler, kurz, Vertreter der geistigen Berufe an.

Diese Tätigkeit hatte mir von seiten der Nationalsozialisten schon viele Angriffe eingetragen. Aber schließlich – wer wurde damals nicht angegriffen! Und da ich meine Weltanschauung im Rahmen der verfassungsmäßig garantierten Freiheit äußerte, konnte ich mir nicht vorstellen, daß sich für mich irgendwelche ernsteren Komplikationen ergeben könnten.

Ich versprach aber Iltz, vorsichtig zu sein und mich für die nächste Zeit im Hintergrund zu halten.

Mit einem Kollegen, den ich vor dem Theater traf, ging ich dann nach Hause. Er hatte denselben Weg.

„Ich werde heute nacht nicht zu Hause schlafen", sagte ich zu meinem Freund.

„Ja, das wird vielleicht besser sein. Man kann nie wissen." Wir bogen in die Benrather Straße ein und sahen vor meiner Wohnungstür zwei Zivilisten. Als wir näher kamen, wandten sie sich ab und schlenderten langsam nach der nächsten Straßenecke...

Meine Frau lag im Bett, nierenkrank. Ich sagte ihr: „Hör mal, heute nacht werde ich bei Freunden schlafen. Im Theater war Polizei, und jetzt eben habe ich vor der Haustür zwei Kerls gesehen, die mir verdächtig vorkamen."

Mein Vater kam herein, und ich bat ihn, falls sich jemand nach mir erkundigen sollte, ihn für den nächsten Vormittag ins Theater zu bestellen.

Meine Frau, die starke Schmerzen hatte, regte sich natürlich sehr auf. „Vielleicht ist es besser, du fährst überhaupt weg. Nach Berlin... oder Frankfurt!"

In diesem Augenblick klingelte es an der Wohnungstür.

Die beiden Kriminalbeamten und zwei Polizisten standen davor...

Im Hof des alten Polizeipräsidiums war Hochbetrieb. Nachdem man mir Hosenträger, Taschenmesser, Streichhölzer, Geld und meine Ausweispapiere abgenommen hatte, wurde ich in eine Zelle gesperrt, in der bereits sieben oder acht Mann saßen. Es brannte kein Licht, und ich konnte in der Dunkelheit niemanden erkennen.

Ich nannte meinen Namen.

„So, du bist der Langhoff! Dich habe ich schon in der Tonhalle vortragen hören", meinte einer.

„Wir sind aus Gerresheim, wir vier Mann. – Sie haben uns gestern nacht beim Plakatkleben erwischt."

Die Stunden wurden mir endlos lang.

Wir hockten uns abwechselnd auf die Holzpritsche oder standen an der Wand.

Um drei oder vier Uhr morgens wurde die Zellentür wieder aufgeschlossen. Der Wachtmeister stieß einen Neuen herein.

„Na, wer bist du denn?"

Er gab keine Antwort.

„Kannst du nicht reden? Menschenskind, stell dich doch mal vor!"

Wieder keine Antwort.

„Bist ja ein seltsamer Vogel! Wir sind dir wohl nicht fein genug?"

Aber der Neuankömmling schwieg.

„Das werden wir gleich haben." Einer der Arbeiter lachte und steckte ein Zündholz an.

In der Ecke stand blutüberströmt und mit zerrissenem Hemd ein Mann. Seine Augen waren aufgeschwollen. Aus Nase und Mund lief Blut, und quer über die Stirn zog sich ein dicker, dunkler Streifen. Er lächelte uns an und fuhr sich mit dem Ärmel über das Gesicht.

Draußen verhafteten die Nationalsozialisten ihre Gegner.

In dieser Nacht wurden noch zwei Mann aus Benrath eingeliefert. Wir saßen also zu zehnt in der engen Zelle. Sie war zwei Meter breit, fünf lang.

Da sitzt du also hinter einer eisernen Türe, Junge, und es ist keine Klinke da, die du anfassen kannst, um sie aufzumachen... Was sie wohl mit dir vorhaben? – Ob meine Frau jetzt schläft? – Lange möcht ich nicht hier drin sitzen... Lächerlich, sie müssen mich ja morgen früh herauslassen! Morgen früh, oder spätestens am Mittag... Morgen abend sitz' ich wieder in der Garderobe vor dem Spiegel und schminke mich.

Um sieben Uhr wurde aufgeschlossen, und der Wachtmeister führte uns nacheinander in den Waschraum. Dann bekamen wir jeder einen Becher Kaffee und ein dickes Stück trockenen Brotes. „Fertigmachen zum Weitertransport!"

Namen wurden verlesen, darunter auch meiner. Draußen im Hof stand die „grüne Minna", der Gefängniswagen. Wir waren zwanzig oder fünfundzwanzig Mann.

Wir versuchten, durch ein kleines vergittertes Fenster am Fahrersitz hinauszuschauen. Der breite Rükken des Fahrers war aber davor, wir konnten nichts sehen.

Der Wagen hielt, wir flogen durcheinander. Draußen wurde eine eiserne Tür aufgeschlossen – wir fuhren weiter – also, Gefängnis, die „Ulmer Höh".

Wir kamen in einen größeren saalartigen Raum. In dem standen schon einige Verhaftete und begrüßten uns mit Hallo.

Für uns vierzig Mann war der Raum entschieden zu klein. Ich war aber trotzdem froh, daß man mich in keine Zelle gesteckt hatte, denn nach der gestrigen Nacht wollte ich von Zellen nichts mehr wissen. Auch gab es in diesem Raum vier hohe Fenster, die aber weiß angestrichen waren, so daß man nicht hinausschauen konnte.

In der Mitte stand ein schmaler langer Tisch mit zwei Bänken.

Das war die einzige Ausstattung dieses Schulsaales. Sonst war er vollständig leer. Wenn man hereinkam, sah man in der linken Ecke ein Gestell – eine Art Paravent aus Leintüchern. Dahinter war der Abort: für uns vierzig Mann zwei Sitzkübel und noch drei am Boden stehende Kübel.

„Jungens, habt ihr den Langhoff gesehen? Ach, da steht er ja! Was sagt ihr dazu, der muß Theater spielen, heute abend! Aber uns behalten sie mindestens drei Tage!"

Langsam wurde mir die Sache unheimlich. – Was würde geschehen, wenn sie mich nicht herauslassen? Nicht auszudenken! Um 12 Uhr gab es Mittagessen.

Nach Tisch kamen zwei Revierpolizisten, die von nun an unsere Bewachung übernahmen. Ich bat sie, sofort zur Kriminalpolizei zu telefonieren.

Wieder vergingen Stunden.

Kurz vor vier wurde die Tür aufgeschlossen.

„Wo ist der Schauspieler?"

Aha, endlich!

„Es hat antelefoniert, Sie sollen heute abend mal hier Theater machen."

Einen Augenblick setzte mein Herz aus. Was jetzt? Losgerissen von meinem Beruf, meiner Familie, der ganzen Umgebung, in der ich lebte und arbeitete.

Was jetzt?

Ich war völlig mutlos und konnte mir überhaupt nicht ausmalen, was nun kommen würde.

In einer Ecke sangen sie leise...

Gestern um diese Zeit wurde ich verhaftet.

Ich lief in der Dämmerung durch den Raum, und es kam mir vor, als wäre ich weit draußen – irgendwo auf dem Lande im trüben Wartesaal einer kleinen Bahnstation, die man vergessen hat, von der keine Züge mehr abfahren und zu der keine Züge mehr kommen.

Gibt es denn überhaupt kein Recht mehr? Was bilden die sich eigentlich ein! Einen Menschen mitten aus seiner Familie und seinem Beruf ohne Angabe von irgendwelchen Gründen herauszureißen! Man muß doch zumindest wis-

Am 28. Februar 1933 wird der Schauspieler am Düsseldorfer Stadttheater, Wolfgang Langhoff, verhaftet. Es ist der Tag nach dem Reichstagsbrand, der Faschismus überzieht Deutschland mit einer Terrorwelle ohnegleichen. Für Wolfgang Langhoff bedeutet sie 18 qualvolle Monate Gefängnis, KZ Börgermoor und KZ Lichtenburg, ehe er 1934 in die Schweiz emigriert. Nach kurzer Zeit schon erscheint sein Buch „Die Moorsoldaten" als eine

der ersten Veröffentlichungen über den wahren Charakter des Hitlerfaschismus. Elf Jahre später kehrt er in ein von der Roten Armee befreites Berlin zurück. Dort findet Wolfgang Langhoff für lange Zeit eine Wirkungsstätte als Intendant des Deutschen Theaters und der Kammerspiele. FREIE WELT druckt Auszüge seines Buchs, das der Mitteldeutsche Verlag Halle/Leipzig in sein diesjähriges Verlagsprogramm aufgenommen hat.

Wo kein Zug mehr abfährt

sen, weshalb man eingesperrt wird! Wenn mir am Theater ein Schaden entsteht, werde ich die Polizei haftbar machen! Das ist mal sicher. Wie liegen da eigentlich die Rechtsverhältnisse? Muß das Theater zahlen – oder zahlt die Polizei?

Täglich wurden neue Verhaftete eingeliefert. Am dritten oder vierten Tag waren wir bereits zweihundert Mann. Ebensoviel lagen noch im neuen Polizeipräsidium. Fast alles Arbeiter, die da ankamen, mit ganz wenigen Ausnahmen. Durch sie erfuhren wir dann auch, was draußen vorging. Wir wollten ihre Berichte kaum glauben, bis wir eines Tages beim Spaziergang elf Neuankömmlinge in unserm Kreis sahen, die in der Nacht zuvor eingeliefert wurden. Sie kamen aus einem benachbarten Dorf. Ihre Gesichter waren vollständig zerschlagen, die Ohren eingerissen, die Lippen aufgebrochen, die Augen rot, grün und blau unterlaufen. Einige hinkten stark, andere gingen ganz vorsichtig, wie auf Eis, mit auseinandergestellten Beinen. Uns stockte das Blut, als wir sie so sahen. Wie eine Familie gingen sie eng beieinander. Zwei Mann hielten einen dritten untergefaßt.

Am vierten Tag unserer Haft erschien ein Kriminalpolizist in Zivil und händigte jedem von uns einen kleinen Zettel aus.

Der Polizeipräsident
von Düsseldorf
Auf Grund des Erlasses des Herrn Reichspräsidenten vom 28. Februar 1933 zum Schutz von Volk und Staat werden Sie hiermit bis auf weiteres in Polizeihaft genommen.
Einspruch gegen diese Verfügung steht Ihnen auf dem Dienstwege offen.

I. V.
Unterschrift.

Das war alles – verhaftet ohne Verhör, ohne Begründung. Zum Schutz von Volk und Staat.

Nach der Wahl werden wir entlassen

– das war die allgemeine Meinung. Das wäre also am 6. März. Der 6. März kam. Kein Mensch kümmerte sich um uns.

Und schließlich legten wir uns am Abend auf unsere Strohsäcke und vertrösteten uns auf den nächsten Tag, der uns doch nun bestimmt die Entlassung bringen mußte…

Er brachte uns etwas anderes. – Statt des alten Revierpolizisten schlossen SS-Männer in schwarzen Uniformen, mit dem Totenkopf an der Mütze, die Tür auf. „Los, ihr Saubande! Alles antreten auf dem Hof! Aber Tempo!“

Sie trugen Gummiknüppel und Revolver, am Arm weiße Binden: „Hilfspolizei“.

Keiner machte Anstalt hinauszugehen. Wie hypnotisiert saßen oder standen alle da. Von den SS-Leuten schaute einer dem andern neugierig über die Schulter zu uns herein.

„Ihr seid wohl zu feig herauszukommen, was?“

Langsam, ganz langsam und zögernd griffen die Häftlinge nach ihren Mützen und Mänteln. Ebenso langsam schritten die ersten auf die Tür zu. Einige flüsterten: „Ruhe. – Nur die Ruhe. – Bloß nicht provozieren lassen!“

Im Hof standen schon andere Schutzhäftlinge. Etwa fünfzig bis sechzig Mann. Wir mußten uns neben sie in Reih und Glied aufstellen.

„Spaziergang! – Hintereinander in fünf Schritt Abstand! – Hände aus den Taschen! Schnauze halten! Hände auf den Rücken legen! – Kopf nach vorn!“

Wir setzen uns in Bewegung. Sie laufen um uns herum. Einen langen Gefangenen greifen sie sich heraus. „Bist du aus der Altstadt?“

Der antwortet nicht und geht ruhig weiter.

„Ob du aus der Altstadt bist, du Hund?“

Die Augen starr geradeaus, geht der Gefangene weiter, als hätte er keine Frage gehört. Wir schielen alle zu ihm hin. Plötzlich tritt ihn ein SS-Mann mit voller Wucht in den Hintern und brüllt: „Kannst du das Maul nicht aufmachen, Scheißkerl!“

Wie auf Kommando bleiben wir alle stehen. – Der ganze Kreis. – Drei Sekunden lang…

Das war unsere erste Begegnung mit der SS.

Keiner will sprechen. Keiner will den Bann lösen.

Vor den weißen Fensterscheiben steht der Abend. – Dämmerung im Raum.

Wir sehen uns nicht an, wir schämen uns voreinander. Schämen uns, daß sich keiner geopfert hat, daß keiner jenem SS-Mann an die Gurgel gefahren ist, der unsern Kameraden getreten hat.

So sitzen und stehen wir unbeweglich, jeder mit seinen Gefühlen und Gedanken allein.

Ich will es nicht glauben, daß man uns geschlagen hat. Daß wir keine Menschen mehr sein sollen. Alles wehrt sich in mir dagegen, und der Verstand sagt: Es ist nicht wahr, es kann nicht sein, daß ab heute deine Vorstellungen von Recht, Gerechtigkeit, Menschenwürde ungültig sein sollen!

Ich hatte mich entschlossen und schrieb

(ich habe keine Abschrift und zitiere inhaltlich):

Sehr geehrter Herr Polizeipräsident!
In meinem und im Namen der Schutzhäftlinge des Saales A des Düsseldorfer Gerichtsgefängnisses protestiere ich hiermit gegen die menschenunwürdige Behandlung, die uns seitens der SS-Mannschaft zuteil wird. Wir sind politische Gefangene und wünschen als solche behandelt zu werden. Die hygienischen Verhältnisse unserer Unterkunft sind unmöglich. Es besteht Gefahr von Krankheiten und Verlausung.
Ich bitte um Anweisung, daß die Mißhandlungen von seiten der SS sofort eingestellt werden.

Wolfgang Langhoff
zur Zeit Schutzhaft,
Gerichtsgefängnis Düsseldorf

Während ich in den folgenden Tagen auf Antwort wartete, verschärfte sich der Druck und die Behandlung, die uns unsere neuen Wärter zuteil werden ließen.

Der Gefängnisinspektor ordnete an, daß ich aus der Gemeinschaftshaft herauskommen und in eine Zelle gelegt werden sollte.

Das war die ganze Antwort auf meine Beschwerde.

Wir lagen zu viert in einer Zelle, die nur für zwei Mann berechnet war.

Meine drei Zellengenossen waren Arbeiter. Wir vertrugen uns sehr gut.

Die SS hatte zwei Zellen zu Wachstuben gemacht und holte sich von Zeit zu Zeit Häftlinge zu besonderen Verhören in diese Zellen. Wir hörten durch den ganzen Flügel das unheimliche Stöhnen, Schreien, Klatschen und saßen mit klopfendem Herzen in unseren Käfigen. Auf einmal donnerte einer mit der Faust gegen die Tür, und das war das Signal für den ganzen Bau. Ein Höllenlärm ging los. Wir schrien und schlugen mit dem Schemel gegen Tür und Wand. Waschbecken klirrten gegen die Eisentür, und hundert Stimmen schrien: „Mordhunde!“ – „Aufhören!“ – „Rot Front!“ – „Nieder mit dem Faschismus!“ – Die Gefängniswärter rannten zusammen, wir hörten die Stiefel über die Eisentreppe knallen, Zellen wurden aufgeschlossen und tobende Gefangene in den Bunker abgeführt. Der Bunker ist die Arrestzelle.

Nach solchen Ausbrüchen folgten Stunden tiefster Verzweiflung. Ich gab alle Hoffnung auf, jemals aus dieser Hölle herauszukommen.

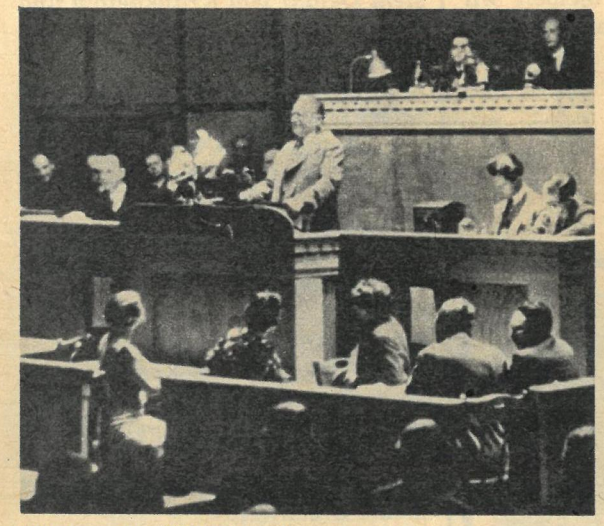
Im nächsten Heft:

Eine Nacht ohne Ende

Foto: Pisarek

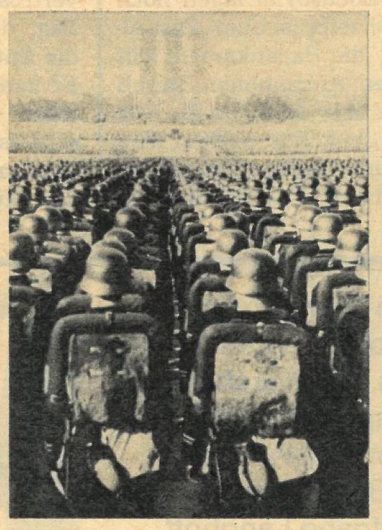
Tatsachen, Hintergründe, Personen – Szenen aus der Geschichte der Abrüstung von Jürgen Jessel

NUR 21 JAHRE: DIE PAUSE GEHT ZU ENDE

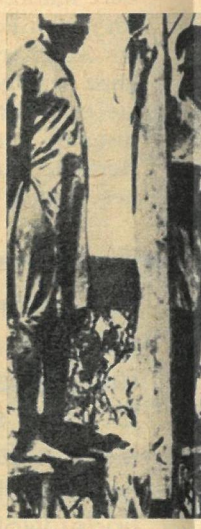


Litwinow im Völkerbund

Krieg in Fernost: Japan besetzt die Mandschurei



Nazi-Parteitag in Nürnberg



Italienische Galg

Im Sommer 1931 trafen sich Frankreichs Ministerpräsident Laval und Mr. Edge, Botschafter der USA in Paris, zu einem vertraulichen Gespräch. Inzwischen wissen wir, worüber die Herren gesprochen haben. Laval schlug ein Geschäft auf Gegenseitigkeit vor: freie Hand für die USA in der „angelsächsischen Welt" – das ging gegen England – und ebenso freie Hand für Frankreich, um Europa unter französischer Führung „zu einigen" und „Rußland nach Asien zurückzuwerfen".

Was immer Laval unter Asien verstand, er sprach, soviel ist sicher, vom Krieg, und zwar ein halbes Jahr, nachdem der Völkerbund seine Weltabrüstungskonferenz einberufen hatte, und ein halbes Jahr, bevor die Konferenz begann.

Lavals politische Karriere endete folgerichtig in würdeloser Kollaboration mit dem deutschen Faschismus. Von 1942 bis 1944 war er von Hitlers Gnaden „Regierungschef" in Vichy. Sein Leben endete auf dem Schafott: Am 15. Oktober 1945 wurde er als Landesverräter hingerichtet.

Aber so weit sind wir noch nicht: Im Sommer 1931 rüstet man sich in sechzig Außenministerien, um über Abrüstung zu reden. „Eine gefährliche Konferenz", schreibt die französische Zeitung „Liberté".

Die alten Sprüche

Feierlich, wie es sich gehört, wurde die Konferenz am 2. Februar 1932 in Genf eröffnet. Sensationen waren nicht zu erwarten. Die „Vorbereitende Kommission" hatte, nimmt man den sowjetischen Volkskommissar Litwinow aus, fünf Jahre mit nutzlosen Reden vertan. Man kannte die Sprüche und auch die Herren Verfasser.

Briand, der französische Außenminister, pochte als erster auf den Tisch: Frankreich könne weder auf eine starke Armee noch auf eine moderne Luftwaffe und auch nicht auf seine stolze Flotte verzichten. Im übrigen die alte Leier: erst mehr Sicherheit, dann, eventuell, Abrüstung.

Der Weltraum frei von Waffen, die Erde befreit von Atombomben und Raketen, die konventionelle Rüstung weltweit beschränkt – Utopie oder reale Chance? Nicht zum erstenmal liegen vernünftige, realisierbare Vorschläge der Sowjetunion auf dem Tisch.

In unserem Jahrhundert redeten Politiker schon über allgemeine Abrüstung, bevor der erste Weltkrieg ausbrach. Da blieben die Staatsmänner noch unter sich, die Krieg für ein Mittel der Politik, für selbstverständlich und unvermeidbar, und Rüstung also für unentbehrlich hielten. Als die Waffen des ersten großen Krieges schwiegen, waren sie nicht mehr unter sich. Eine Regierung erhob ihre Stimme, die aussprach und bewies, daß Krieg Menschenwerk ist, also vermeidbar und Rüstung also entbehrlich. Diese Stimme gehörte dem Land der Sowjets. Und sie ist nicht verstummt. Gleichgesinnte haben sich mit ihr vereint, Bundesgenossen, Partner im Geist der Vernunft. Gemeinsam verteidigen sie den Frieden und fordern die Abrüstung, die heute, bei Strafe des Untergangs für alle, unvermeidlich geworden sind.

England liebäugelte mit der deutschen „Rüstungsgleichberechtigung", um Frankreich die Flügel zu stutzen. Deutschlands aggressive Gelüste hoffte man nach Osten zu lenken. Was die Abrüstung anging, übte sich London in der Kunst, viele Worte zu machen, ohne sich mit einem einzigen Wort festzulegen.

Washington schwärmte in regelmäßigen Abständen lauthals für die Abrüstung. Unter dem Schutz solcher Beteuerungen erhöhte die amerikanische Rüstungsindustrie zwischen 1923 und 1931, um nur zwei Positionen zu nennen, die Herstellung von Giftgasen um 400 und die Produktion von Panzern um 600 Prozent.

In der Gewißheit, auf Ablehnung zu stoßen, forderte Deutschland unermüdlich die Abrüstung der anderen europäischen Mächte auf das eigene, im Versailler Frieden erzwungene niedrige Niveau. Anderenfalls werde man früher oder später die „Fesseln" sprengen und die deutsche Rüstung auf den Stand der Konkurrenz bringen.

Japan schickte fast gleichzeitig eine kleine Truppe nach Genf und eine große Armee auf das asiatische Festland. Die einen hintertrieben die Abrüstung, die anderen eroberten die Mandschurei.

Man fragt sich, was an dieser Genfer Konferenz so gefährlich sein sollte? Die Gefahr bestand darin, daß einer kommen konnte, der ernsthaft Waffen verschrotten wollte.

Große Steine und kleine Messer

Der eine kam und hieß wieder Litwinow, und alle ahnten, was sie erwartete, und irrten sich nicht. Die UdSSR bestand darauf, mit der Abrüstung endlich Ernst zu machen. Deshalb schlug Litwinow erstens die vollständige Abrüstung vor; für den (zu erwartenden) Fall der Ablehnung zweitens eine teilweise, proportionale Reduzierung der Rüstung; drittens erklärte er sich bereit, jeden anderen seriösen Vorschlag zu diskutieren.

Die Kontrahenten strapazierten noch einmal ihre untauglichen Ausreden, bevor sie die beiden sowjetischen Entwürfe mittels einer Resolution im Archiv begruben.

Außerhalb des Genfer Sitzungssaals half die Taktik des Totschweigens wenig. Albert Einstein, der berühmte englische Philosoph und Mathematiker Bertrand Russell und andere Wissenschaftler befürworteten die totale Abrüstung ohne jeden Vorbehalt. Der englische Labourpolitiker Lansbury schrieb: „... früher oder später werden alle, die den Frieden der Welt wollen ... gezwungen sein, sich mit dem Gedanken der Abschaffung der Armeen, Flotten und Luftflotten einverstanden zu erklären."

Gegen die Vernunft hörte man seltsame Argumente. „Wenn alle Waffen und alle Streitkräfte liquidiert wären", schrieb das „Echo de Paris", „... so würden die wildesten und zahlenmäßig stärksten Völker ihren Willen mit Hilfe großer Steine und kleiner Messer durchsetzen."

Den Blick nach Osten gerichtet, schlug der französische Vertreter in der Unterkommission für die Rüstung zu Lande vor, Traktoren als potentielle Panzer zu betrachten. Wie gewohnt, griff der polnische Delegierte, ein leibhaftiger General, das Stichwort auf und behauptete, Polens Sicherheit sei durch die steigende Traktorenproduktion der UdSSR bedroht.

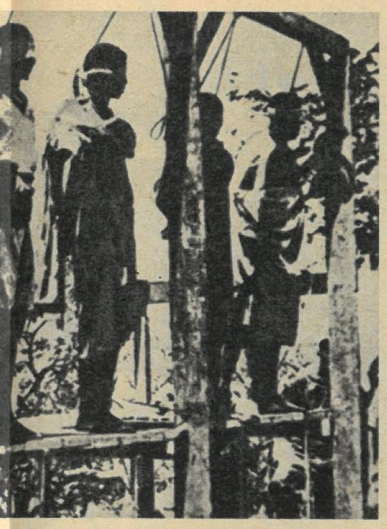
11 oder 12 Zoll?

Vorausgesetzt, sie verstanden wenig von Politik und nichts von militärischen Dingen, konnten Zuhörer der Genfer Debatten der Illusion verfallen, daß hier tatsächlich über Abrüstung verhandelt werde.

Frankreichs neuer Ministerpräsident Tar-

3. Folge

Die dreißiger Jahre: der „aufgerüstete Frieden" geht allmählich in den Krieg über. Die Warnungen der Sowjetunion, die 1934 dem Völkerbund beitritt, stoßen auf taube Ohren. Der deutsche Faschismus rüstet fieberhaft zur Revanche für 1918. Japans Armeen fallen in China ein. Italien beschafft sich in Abessinien, dem heutigen Äthiopien, eine zusätzliche Kolonie. Als der Faschismus auch nach Spanien greift, verteidigen Antifaschisten aus aller Welt die Republik. In München verkaufen Englands Premier Chamberlain und Frankreichs Ministerpräsident Daladier im September 1938 die Tschechoslowakei an Hitler und spielen sich als Friedensretter auf. Am 1. September 1939 überfällt die deutsche Wehrmacht Polen. Die Pause zwischen den Kriegen ist zu Ende.



gen im eroberten Abessinien

Bürgerkrieg in Spanien: Volksmiliz gegen Franco

Chamberlain aus München zurück

Polen im September 1939

dieu plädierte für eine internationale Armee: unter dem Schirm des Völkerbundes die dicken Linienschiffe, vorweg die englischen, die zivilen Transportflugzeuge, mit denen Deutschland so reich gesegnet war, die Bombenflugzeuge mit der großen Reichweite, von denen Italien eine Menge besaß. Den Krieg, sollte er denn doch ausbrechen, den Krieg wollte Tardieu „humanisieren": Nur die „grenznahen Gebiete" dürften bombardiert werden, wozu zweifelsfrei das deutsche Ruhrgebiet und die norditalienischen Industriereviere zählten, keinesfalls jedoch die Zentren der französischen Rüstung.

Ramsey MacDonald, Premierminister einer Labour-Regierung, präsentierte der Konferenz eine lange Liste mit exakten Zahlen für die Reduzierung der Landstreitkräfte. Ausgenommen blieben Großbritannien, die USA und Japan. Für Deutschland war eine Verdoppelung der Reichswehr vorgesehen. Im vertrauten Gespräch mit amerikanischen Diplomaten stimmte der Premierminister sogar für die „Aufhebung von Teil V des Versailler Vertrages", der die Bestimmungen über die militärischen Beschränkungen für Deutschland enthielt. In eben diesem Gespräch fiel auch das Wort von der deutschen „Rüstungsfreiheit". Das Gespräch fand am Rande der Abrüstungskonferenz statt.

Mit dem Vorschlag, sich von einigen Kriegsschiffen zu trennen, schickte USA-Präsident Hoover seinen Sprecher Gibson in die Flottenkommission. Als die anderen nachrechneten, stellte sich heraus, daß, nach Hoovers Vorstellung, England bei den Flugzeugträgern 14 000 Tonnen und Japan 8000 Tonnen einbüßen würden, die USA dagegen nichts, bei den Kreuzern England 123 000 Tonnen, Japan 77 000, die USA nicht eine Tonne. Hohngelächter in Tokio. Höflicher Protest in London: Weshalb die schönen Kriegsschiffe verschrotten? Großbritannien, verkündete Vizepremier Baldwin, trete ganz entschieden dafür ein, das Kaliber der Schiffsgeschütze bei Linienschiffen auf 11 Zoll zu beschränken, sei aber, falls Einwände erhoben würden, auch mit 12 Zoll einverstanden.

11 Zoll oder 12 Zoll – das war die Frage.

Angelsächsisches Gedankengut

Manche, spottete Litwinow, behandeln die Abrüstung wie einen Tennisball, „der von einer Kommission oder Unterkommission in die andere, von einer Konferenz auf die andere, von einer Sitzung in die andere fliegt". Diesen Tennisspielern gehe es nicht um die Festigung des Friedens, nicht einmal um die Minderung der Kriegsgefahr, sondern allenfalls um die „Reglementierung der Kriegführung".

Frei von allen Illusionen, waren Litwinow und seine Mitstreiter Lunatscharski, Umanski, Dowgalewski und Stein doch bereit, um der Sache willen, wenn es denn sein mußte, auch über 11 oder 12 Zoll zu diskutieren. Und obwohl ihre Erfahrungen wenig Spielraum für Hoffnungen ließen, legte Litwinow noch ein Dokument auf den Tisch: eine exakte, unantastbare Definition des Begriffs Aggressor, die jeden denkbaren Vorwand für einen Angriff ausschaltete. Da hatte die müde Konferenz doch noch ihre Sensation. Ohne genannt zu sein, fühlte Japan sich getroffen. Nach Maß geschneidert, paßte die Definition auch Hitler, der eben erst aus dem feudalen Hotel „Kaiserhof" in die Reichskanzlei umgezogen war, wie angegossen. In Genf entdeckten selbst ausgekochte Juristen keine Lücke, und die Mehrheit konnte dem Entwurf Zustimmung und Anerkennung nicht versagen. Auf der Grundlage dieses Aggressor-Steckbriefs schloß die UdSSR Abkommen mit Estland, Lettland, Litauen, der Tschechoslowakei, Rumänien, Jugoslawien, Polen, der Türkei, dem Iran und Afghanistan. Widerspruch kam, reden wir nicht von Mussolini, aus Washington und London. Englands späterer Außenminister Eden lehnte die „harte" Definition entschieden ab. Ihm assistierte der Amerikaner Gibson, der „gleitende" Bestimmungen wünschte, da es nicht zweckmäßig sei, „künftige Aktionen, deren Ursachen und Ergebnisse wir heute noch nicht kennen können, in ihrer Freiheit zu beschränken". Mit anderen Worten, Freiheit für Aggressionen, deren Gründe und Resultate der Angreifer nach vollbrachter Tat schon deuten würde. Englands Außenminister Simon sprach in diesem Zusammenhang von „angelsächsischem Gedankengut".

Der Totenschein

Im Frühjahr 1933 verließ Japan den Völkerbund, im Herbst folgte Hitler. Die westliche Diplomatie in Genf kannte nur noch eine Sorge: wie sie sich das Thema Abrüstung und diese leidige Konferenz vom Halse schaffen könnte, ohne vollends ihr Gesicht zu verlieren.

Am 29. Mai 1934 tagte die Generalkommission zum letzten Mal. Litwinow mahnte wiederum: „Nur eine Art Frieden ist möglich – der abgerüstete; der aufgerüstete Frieden ist nur ein Waffenstillstand, eine Pause zwischen zwei Kriegen..." Der Konferenz hatte der Volkskommissar schon vorher die richtige Diagnose gestellt – sie sei ein Leichnam, dem nur noch der Totenschein fehle. Anderthalb Jahre später starb Arthur Henderson, der Vorsitzende der Abrüstungskonferenz. Am 22. Januar 1936, vier Jahre nach dem Beginn der Konferenz, befand der Völkerbundsrat, es sei „nicht zweckmäßig, Maßnahmen zur Wahl eines Nachfolgers von Mr. Henderson zu treffen". Das war der Totenschein.

In jener letzten Sitzung hatte Litwinow noch einmal zwei Vorschläge unterbreitet: regionale Pakte über gegenseitige Hilfe abzuschließen und die Abrüstungskonferenz in eine „ständige, regelmäßig zusammentretende Friedenskonferenz" umzuwandeln.

„Die Geschichte", warnte Litwinow, „kennt keinen Fall, in dem sich eine imperialistische Macht, also eine Macht, die nicht abgeneigt ist, Eroberungen zu machen und ihre Einflußsphären zu erweitern, mit nur einer Himmelsrichtung zufriedengegeben hätte... Wenn sie in der einen Himmelsrichtung Fuß gefaßt hatte, warf sie sich mit um so größerer Kraft auf neue Eroberungen, in andere Himmelsrichtungen, meistens sogar in alle."

Viele lächelten damals ungläubig. Aber genau so ist es gekommen. Im März 1935 verkündete Hitler die allgemeine Wehrpflicht und den Aufbau einer Luftwaffe. Versailles war erledigt. Im Oktober 1935 fiel Italien über Abessinien her. Im Juli 1936 meuterten spanische Generale gegen die Republik, Hitler und Mussolini griffen ihnen unter die Arme. Im Juli 1937 begann Japan seinen Eroberungskrieg gegen China. Der zweite Weltkrieg war eigentlich schon im Gange, er hieß nur noch nicht so. Im Frühjahr 1938 annektierte Hitler Österreich, im März 1939 die Tschechoslowakei, am 1. September 1939 fiel die deutsche Wehrmacht in Polen ein. Die Pause zwischen den Kriegen war zu Ende.

Fotos: Archiv

„Hermann Kant, wie ich ihn sehe", so überschrieb Mykolas Sluckis diesen Beitrag, um den wir ihn baten. Wir veröffentlichen ihn heute als seinen und unseren Glückwunsch. Denn am 14. Juni wird der Präsident unseres Schriftstellerverbandes, der Autor der „Aula", des „Aufenthalts", des „Dritten Nagels", der „Bronzezeit", 60 Jahre alt.

Unsere Bekanntschaft und, ich wage zu behaupten, unsere Freundschaft währt schon ziemlich lange, doch begegnet sind wir uns nicht oft. Zumeist sahen wir uns von Angesicht zu Angesicht bei gemeinsamen literarischen und öffentlichen Veranstaltungen, bei denen sich außer uns beiden noch Dutzende, ja Hunderte Schriftsteller trafen. Gut erinnere ich mich an die Begegnungen in Moskau, in Berlin und in Sofia, und nur einmal hatte ich, gemeinsam mit Justinas Marcinkevičius, Gelegenheit, Hermann Vilnius und Kaunas zu zeigen. Wir unterhielten uns in der Enge des Autos, während draußen litauische Unwetter niedergingen. Ich will nicht sagen, daß wir, wenn wir uns in der Menge treffen – zum letzten Mal klopften wir einander in Berlin auf die Schulter, als im September 1985 das Jubiläum des Aufbau-Verlags gefeiert wurde – keine Gelegenheit für ein Gespräch finden. Im Gegenteil, während um uns Schritte knarren und Stimmen rauschen, teilen wir uns manchmal sehr wichtige Dinge mit, die unser beider Leben und Schaffen betreffen. Dennoch ist es mir am häufigsten beschieden, mit Hermann in Gedanken zu sprechen. Vielleicht rede ich weniger und denke um so mehr über ihn nach – über den Menschen und Schriftsteller, der eine sehr große Verantwortung trägt.

Wenn ich das Wort Verantwortung ausspreche, meine ich nur bedingt sein Amt als Präsident des Schriftstellerverbandes der DDR, obwohl es zweifelsohne eine sehr komplizierte Aufgabe ist, die viel Kraft und Zeit fordert, besonders in Hinsicht auf die geteilte Welt und auf die geographische Lage der DDR. Diese Verantwortung beschränkt sich nicht auf die friedensverteidigende Mission, die notwendig und sinnvoll ist, sich aber an der Stelle verkompliziert, wo zwei Welten mit unterschiedlicher Moral, Politik, Philosophie und mit verschiedenen geschichtlichen Erfahrungen aufeinandertreffen. Wir Menschen und unser einer Planet können nur weiter bestehen, wenn wir unser Lebensinteresse in Übereinstimmung bringen. Für so eine, mir scheint, einfache Wahrheit muß man hartnäckig kämpfen, nicht nur mit gutem Willen und Geduld; auch Intellekt, kollektive und individuelle Autorität müssen mobilisiert werden.

Wenn ein Wort auf der Trennlinie der westlichen und östlichen Kulturkommunikation gesagt wird – spricht Hermann Kant es aus – hört man es in beiden deutschen Staaten und in den benachbarten Ländern aufmerksam an, auch wenn es von den leichtfertig aufgelegten und schnell urteilenden Zeitungen nicht gedruckt wird.

Ein derartiges Wort kann wie die Stimme des Gewissens in einer gefährlichen Stunde geboren werden, in einem Moment, der für Deutsche und Russen, Polen und Litauer gleichermaßen bedrohlich ist; für alle in Europa und darüber hinaus.

Ich habe alles das im Gedächtnis, ich bejahe bedingungslos diese immense Friedensaufgabe, und ich möchte noch einmal ganz besonders die Verantwortung, die Hermann Kant – der schöpferisch Tätige, der Schriftsteller, der Meister des Wortes – trägt, hervorheben.

Hermanns Können entstand nicht im Labor, nicht in der Wärme eines Treibhauses, sondern in der Glut des Lebens, wo um Menschlichkeit und Erneuerung der gesellschaftlichen Ordnung gerungen wurde und man der Verblendung durch faschistische Ideologie Einhalt gebot. Auf den Trümmern des Faschismus, zwischen den zerstörten Überresten, in denen die Kinder der Nation Ehre und Hoffnung eingebüßt hatten, folgten die Handelnden, wie Erwin Strittmatter, Christa Wolf und Hermann Kant, der Stimme ihres Gewissens, lernten zu leben und nahmen nicht nur die Verantwortung für das Vergangene, sondern auch für die Zukunft auf sich. Diese Verantwortung ist nicht nur von politischer Bedeutung, sie stellt darüber hinaus eine gewaltige Stimulanz dar.

Jeder dieser DDR-Autoren geht seinen Weg und hat ein Stück Neuererarbeit geleistet. Durch seine Problematik und seinen Sprachstil hebt sich Kant auf interessante Art und Weise ab. Sein Neuerertum wurde schlagartig deutlich, als 1965 „Die Aula" erschien. (Dieser Roman wurde auch in litauischer Sprache veröffentlicht.) Wohl bekannt ist, daß die Stilistik eines Romans durch den jeweiligen Helden diktiert wird. Kants Helden, die künftigen Intellektuellen, gehören zu der ersten Generation, die von Amboß und Pflug kommt. (Der litauische Poet A. Baltakis, Kant kennt ihn auch, pflegt zu erklären: „Wir sind die erste Generation vom Pflug!" Aber in deutschen Breitengraden darf man den Amboß nicht unerwähnt lassen.) Diese Generation war dazu erkoren, das Erbe der alten Kulturnation anzutreten und eine sozialistische Ethik zu schaffen. Im zweiten Kantschen Roman, „Das Impressum" (1972), steht das Dilemma sogar am Anfang: Wird der Redakteur David Groth Minister oder nicht? Für Robert Iswall, den Haupthelden des ersten Romans, steht nur das Problem, eine Rede halten zu müssen, für die er sich nicht entscheiden kann. Doch sowohl die eine als auch die andere Karriere spiegelt eine sichtbare historische Veränderung, ja sogar einen revolutionären Schritt wider. Am interessantesten ist, daß wir Kants Helden nie auf den Barrikaden sehen, obwohl ihre Erfahrungen – wie die des Autors – bis in den Lehm der Schützengräben des zweiten Weltkriegs reichen. In der Zeit des Wiederaufbaus beschleunigt die Alltäglichkeit den Verfall und Aufstieg der Helden, und die allmächtige Dialektik äußert sich in nicht unwichtigen Details: Wer ist auf welche Weise mit wem befreundet, wie kann man die Erwählte seines Herzens mit reinem Gewissen lieben und so weiter.

Liest man Kants Werke, wundert man sich unversehens, wie schnell sich eine neue soziale Entwicklungsstufe in Mittel- und Osteuropa herausgebildet hat. Die Erbauer des Sozialismus hatten jedoch nicht nur mit der überholten bürgerlichen Psychologie und westlichen restaurativen Einflüssen zu kämpfen. In der neuen Realität begannen dialektische Widersprüche zu erwachen. Der Schriftsteller kam an Erscheinungen wie Bürokratismus, kleinbürgerliche Habgier oder Großmannssucht nicht vorbei; Überlebtes stellte sich auch in den Zügen manches „positiven" Helden ein. Der Schriftsteller wandte sich besonders den Situationen zu, die durch innere Konflikte geprägt waren.

Kant ist ein intellektueller Schriftsteller, der bewußt öffentliche Wirkung anstrebt. Die künstlerische Überzeugungskraft seiner Romane wäre entschieden geringer, würden die Probleme und Tendenzen nicht an menschliche Schicksale und Charaktere gebunden, nicht mit Hunderten von Situationen und Details, Erörterungen und Reflexionen verwoben sein, die sowohl die Individualität erschließen als auch das kollektive Klassenbewußtsein.

Durch Kants mosaikartige Romanarchitektur wird die Entwicklung des Haupthelden in den Vordergrund gedrängt, manchmal unmittelbar, aber auch retrospektiv durchsetzt. Als Beispiel seien Iswall oder Niebuhr genannt. Indem Kant diese Helden erschuf, legte er Fundamente für gewaltige und dauerhafte Romane.

Wir sehen es gewissermaßen als Paradoxon: Auf der einen Seite verhält sich der Autor diszipliniert und erweist sich als barscher Architekt, andererseits zeigt er sich ungehemmt und der Improvisation fähig. So treffen wir einen fröhlichen Gegensatz, stetig angestiftet durch das schriftstellerische Talent.

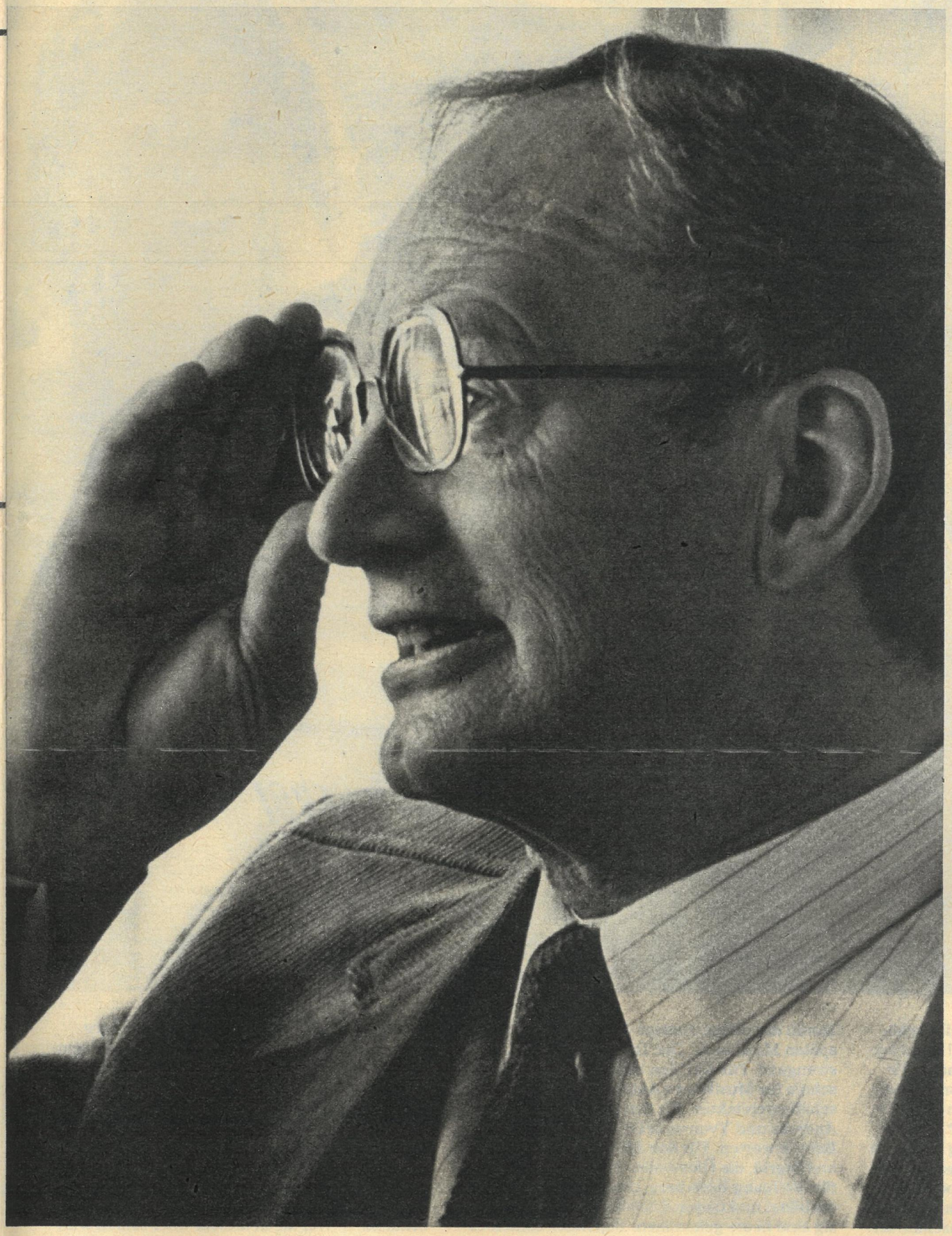
Das besondere sprachliche Können Kants, seine erzählerische Fähigkeit, ist sehr selten in unserer nüchternen immer technischer werdenden Zeit. Und noch seltener ist das Geschick, sich eine freie Stilintonation zu bewahren, ohne den Zeitwind, die Wogen der Geschichte und des sozialen Fortschritts zu vernachlässigen.

Alles das tritt noch deutlicher hervor, da Kant ein Analytiker ist, und nicht einer, der nur Eindrücke sammelt, Histörchen liebt und sich an der eigenen Stimme berauscht. Jederzeit hört er genau auf den Gang der großen Geschichte, den er, natürlich, nicht ohne die kleinen, alltäglichen, lebenslustigen Geschichten verfolgen könnte. Über diese redet er offen, wobei er die Vielfalt des Lebens bevorzugt.

Hermann Kants Talent reifte in einem für das Epos ungünstigen Zeitraum, in dem die europäische Literatur, die nicht mehr ihrer großen Erzähler gedenkt, dem Roman kein Panorama sucht, sondern sich mit einem gemütlichen Winkel für zwei bis drei Personen zufriedengibt. Man begann, die grandiosen sozialen Ideen direkt und unverhüllt zu äußern; der Mensch sehnt sich aber nach Gefühl und Poesie. Dennoch hat das Epos, wenn auch in veränderter Ge-

Mykolas Sluckis, der sowjetlitauische Schriftsteller, gilt als Meister der modernen lyrisch-psychologischen Prosa seines Heimatlandes. In der DDR ist er durch seine Novellen und dichten Erzählungen für Kinder bekannt, die hohe Auflagen erlebten, sowie durch seine Romane – u. a. „Die Himmelsleiter", „Adamsapfel", „Wenn der Tag sich neigt" –, die vornehmlich im Aufbau-Verlag erschienen.

Stetig angestiftet durch das Talent



stalt, von seinen Leugnern gelernt, das objektiv Notwendige der Geschichte zu reflektieren. Damit knüpft es an das Wesentliche der nationalen demokratischen Tradition, den gleichsam belebenden Kraftquell an.

Man kann mutig sagen, daß es Kant gelungen ist, die Wirksamkeit des Epos zu untermauern und, ohne sich psychologischem Subjektivismus zu unterwerfen, immer die individuelle Geisteshaltung darzustellen.

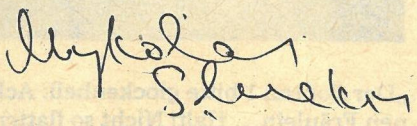
Ja, das ist, wenn man es so ausdrücken kann, das intellektuelle Epos. So sehen wir heute Kant als Denker, als Schöpfer komplizierter Charaktere, als Witz und Ironie versprühenden Analytiker und Erzähler. Die letztgenannte Eigenschaft tritt auch deutlich in seinen Novellen hervor. Diese Kurzprosa ist weder Beilage zu den Romanen, noch Keimzelle neuer Epen. Es ist abgerundete, vollendete Prosa. Der Novellenband „Der dritte Nagel" hatte seinen eigenen großen Erfolg. Dabei wissen wir alle, daß es zur Zeit nicht leicht ist, mit Kurzprosa Aufmerksamkeit zu erringen.

Die Umstände ergaben, daß ich dabei war, als die Buchpremiere dieses Erzählungsbandes am 10. 12. 1981 stattfand. Mein Freund, der Fotograf Hannes Schreiber, ein alter Berliner, hatte erfahren, daß ich in Berlin weilte und bot sich an, mir seltene historische Stätten der Stadt zu zeigen. Geruhsam spazierten wir durch jene Straßen, die von den offiziellen Stadtführern nicht begangen werden. Als wir uns schon auf dem Rückweg befanden und in eine größere Straße einbogen, sahen wir eine Schlange, die sich um einen großen Buchladen wand. Weit, sehr weit erstreckte sich die Reihe der geduldig Wartenden... Was ereignete sich hier? Warum standen so viele modisch gekleidete Jugendliche in der Dezemberkälte und der Dämmerung? Ich blickte flüchtig durch das Schaufenster und erblickte Hermann, der dort spät noch signierte. Mit seiner beschwingten, schwer zu entziffernden Handschrift. „Wollen wir nicht hineingehen?" stachelte Schreiber mich an. „Es ist Buchpremiere!" Die ärgerlichen Blicke, die sich auf mich richteten, schwanden erst, als Hermann und ich uns umarmten.

Ich wünsche Dir, lieber Hermann, aus Anlaß Deines 60. Geburtstages viel Glück.

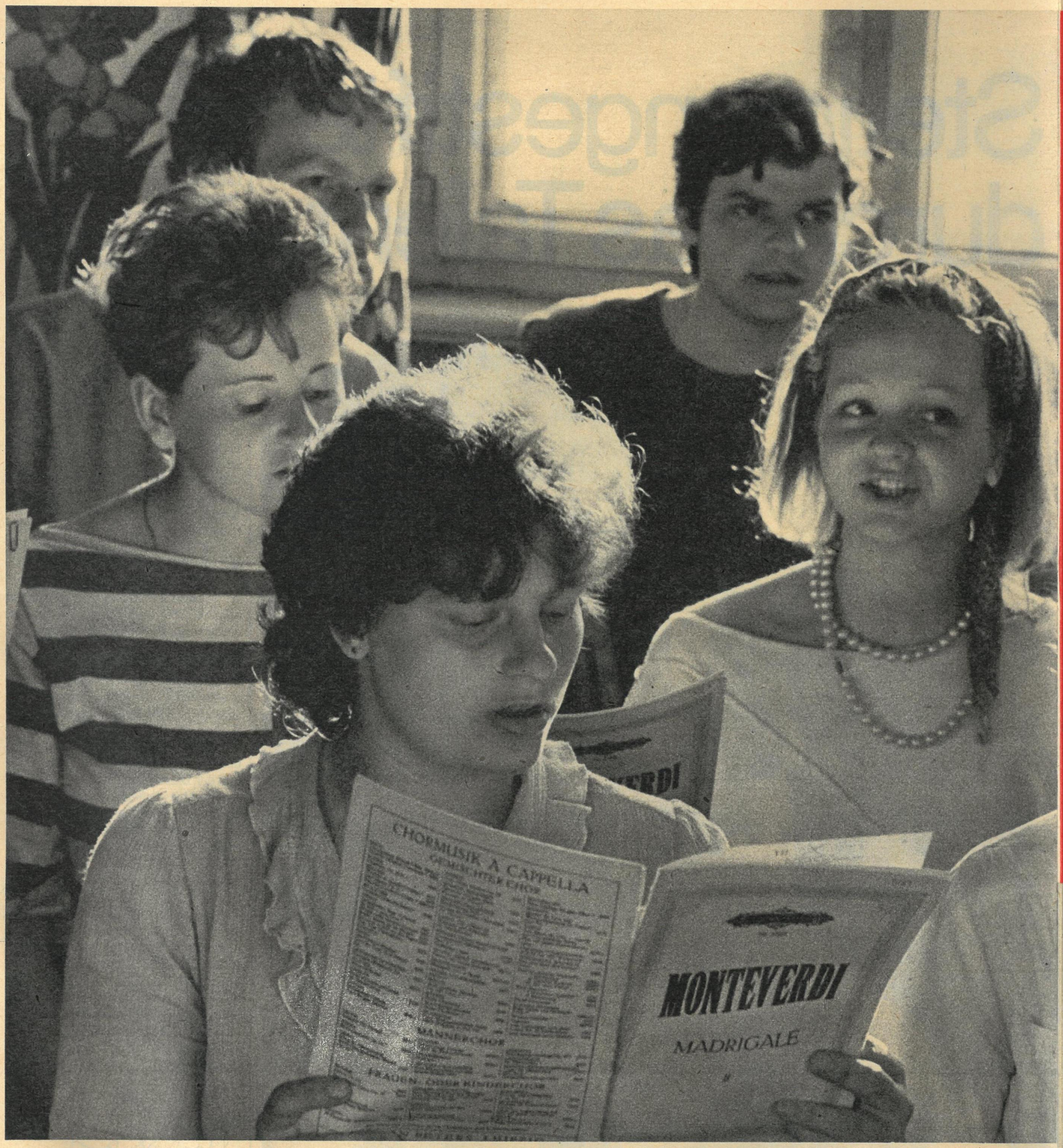
Ich spreche keine Trostworte, denn für einen talentierten, beständigen Schriftsteller, der mutig arbeitet, ist dies ein solides Lebensalter und nicht kritisch – keinesfalls!

Dein

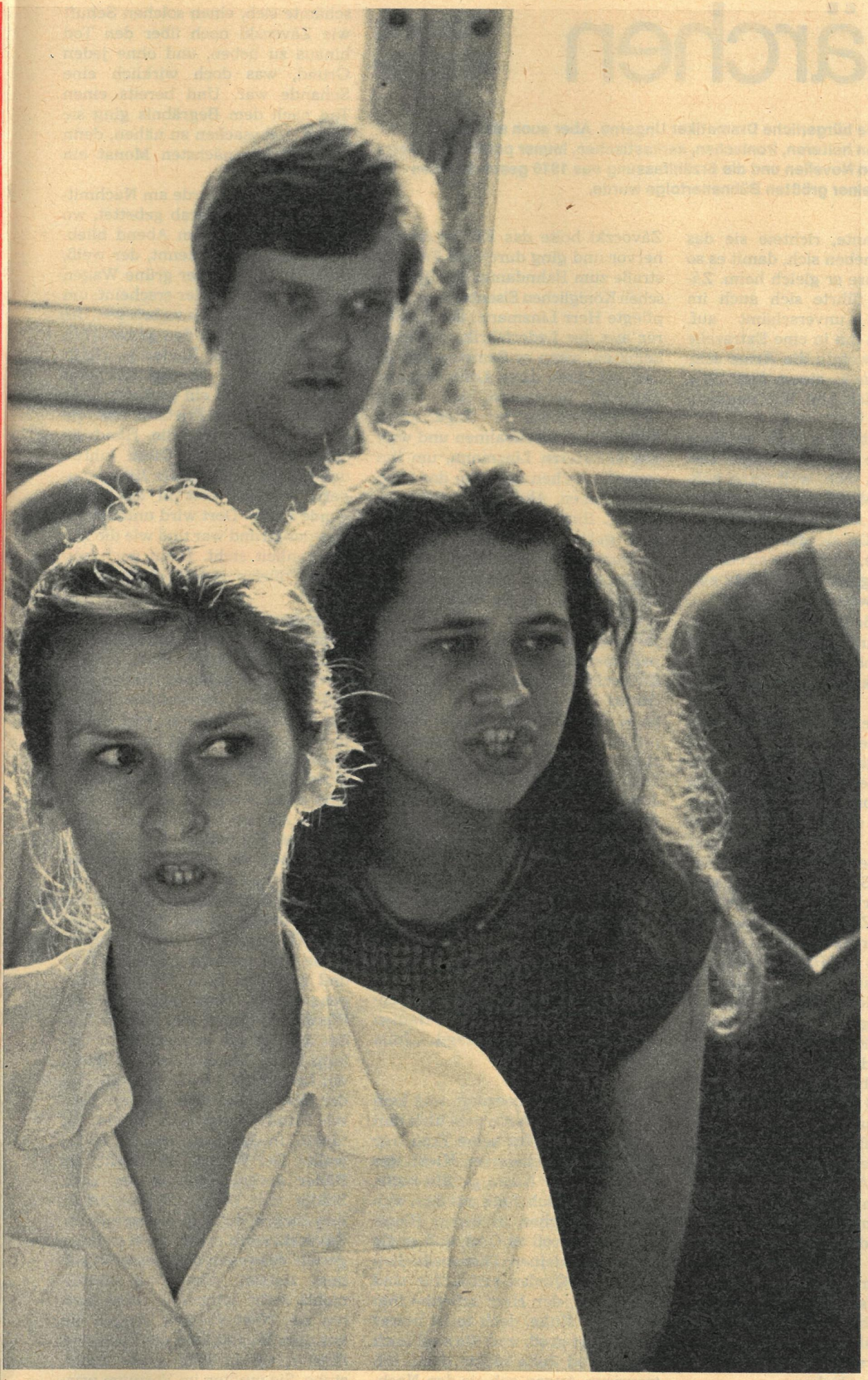


Vilnius

Fotos: Barbara Köppe; Detlev Steinberg



„Der Sopran 1 bitte glockenhell: Ach, ihr schönen Fräulein … Halt! Nicht so flattern! Ganz lokker bleiben! Ja, so ist's schöö … Halt, halt! Wir rutschen weg! Der Sopran will sich vor den hohen Tönen drücken! Noch einmal: Ach ihr schönen … Disziplin bei den Bässen, bitte!" – Probe in der Spezialschule für Musik „Georg Friedrich Händel", die viele, die jetzt im Kammerchor singen, einst besuchten, an der andere noch heute lehren. Von der Wand schaut väterlich-nachsichtig Johann Sebastian Bach auf die Musenkinder. Durch das offene Fenster weht die Kühle des späten Maiabends. Der Tag war lang und anstrengend. Für Kai, den Studenten an der Hochschule für Musik, und Antje, die künftige Landschaftsarchitektin. Für den Medizinstudenten Andreas und Yvonne, seine Frau, die ihr erstes Baby erwarten. Für den Elektroniker Thomas und Sigrid, die Ökonomin. Ein heißer Tag auch für Wolfgang Roterberg, der künftige Chorleiter ausbildet und diesen Chor leitet. Neunundzwanzig sind heute gekommen. Eigentlich sollten es vierzig sein. „Im letzten Jahr", so Roterberg, „waren wir zu keiner Probe vollständig versammelt. Das hat mit dem jugendlichen Alter des Chores zu tun. Die Zeit zwischen 20 und 30 ist eine sehr spannende im Leben: junge Liebe, junge Ehe, Babys, Studium, Qualifizierung, gesellschaftliche Arbeit … Eine Zeit, in der man seinen Platz im Leben sucht, voller geistiger Unruhe und Kreativität. Eine Zeit, in der man nach Verantwortung strebt und Erfolgserlebnisse braucht." – Wer sie in diesem Chor finden will,



weiß, daß die Trauben sehr hoch hängen. „Ich höre von den jungen Leuten, daß ich lobgeizig bin und sehr kritisch, einen Patzer im Konzert nicht vergesse. Und sie hören von mir: Wenn ihr auf Höchstleistungen aus seid, euch das Schwerste aussucht, was es in der klassischen und modernen Chorliteratur gibt – Bach, Händel, Schütz, Monteverdi, Brahms, Reger, Britten, Ravel, wenn ihr Eisler singen wollt und Ruth Zechlin – dann bitte mit größter Verantwortung für das Kunstwerk, mit höchstem Anspruch an euch!“ – Der Chorleiter gibt den Einsatz. Sie singen und springen von einer Sprache in die andere: deutsch, italienisch, französisch, spanisch. „‚Das Messer des Kosaken‘ – eine ganz und gar russische Angelegenheit, voller Kraft! Man kann dieses herrliche Volkslied nicht anders als russisch singen!“ Sprachprobleme kennen sie nicht. Russisch sprechen praktisch alle, und für jede andere Fremdsprache haben sie im Chor jemanden, der sie beherrscht. Die Trauben hängen hoch, aber sie sind erreichbar: 1984 reisten sie zum 115jährigen Bestehen des Gewandhauschores nach Leipzig, um dort – so die Kritik – „mit bezaubernder Leichtigkeit und klanglicher Flexibilität zu brillieren“. Diese Einladung verdanken sie wiederum ihrem Erfolg beim III. Kammerchortreffen in Rostock, wo sie ein „ebenso farbiges wie anspruchsvolles Chorprogramm souverän bewältigten …“ Im November vorigen Jahres schließlich ehrten sie Bach, Händel und Schütz im Berliner Schauspielhaus.
Natürlich sind sie stolz auf solche Einladungen, die hohe Anerkennung bedeuten. Aber – Thomas: „Wenn wir vor den Kollegen des Werkes für Fernsehelektronik, unserem Trägerbetrieb, singen, haben wir dieses Konzert mit dem gleichen Ernst, der gleichen Freude und ebenso harten Proben vorbereitet wie das Konzert im Gewandhaus.“
„Das schönste Erlebnis war“, sagt Sigrid, das Jugendchortreffen 1982 in Schwerin, „als wir singend durch den Schloßpark zogen, hinter uns einen langen Schwanz von Spaziergängern, die sich über uns freuten. Unvergeßlich ist allen auch die gemeinsame Veranstaltung des Fernsehens der DDR und der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft zum 40. Jahrestag der Befreiung. Lutz: „In Gera standen wir mit einem sehr guten Chor aus Riga auf der Bühne, um zusammen ein altes deutsches Tanzlied zu singen. Dann kam jemand auf die Idee, unsere Dirigenten auszutauschen. Natürlich wollte jeder der beiden Chorleiter den anderen an Temperament übertreffen … Dem Publikum hat es viel Spaß gemacht!“ – Sie wünschen sich öfter Begegnungen mit sowjetischen Chören: „… es ist schön, miteinander zu singen und miteinander zu reden – über Musik und über sich.“ Für die Arbeiterfestspiele erhielten sie vom Werk für Fernsehelektronik einen Auftrag: Beim „Fest des Liedes“ in Halberstadt werden sie das Chorwerk „Der Friede auf Erden“ von Karl-Heinz Jäger uraufführen. Aus Schwerin kam der Kammerchor mit dem „Preis des Oberbürgermeisters“ zurück. Sie wirken auch vor den „21.“ sehr entschlossen …

Karin Kopp (Text)
Detlev Steinberg (Foto)

Lampenfieber! Die Laienkünstler, die in wenigen Tagen zu den 21. Arbeiterfestspielen nach Magdeburg fahren, wissen sicher ziemlich genau, was darunter zu verstehen ist. Auch der Berliner Kammerchor „Carl von Ossietzky“ könnte zu dem Thema ein gepflegtes Liedchen singen.

Nun singet all, ihr Musici!

Wiegenmärchen

Ferenc Molnár

Ferenc Molnár (1878–1952) war wohl der erfolgreichste bürgerliche Dramatiker Ungarns. Aber auch als Prosaschriftsteller bestach er seine Leser mit einer Fülle von heiteren, ironischen, sarkastischen, immer pointierten Geschichten. Das „Wiegenmärchen" ist eine seiner frühen Novellen und die Erzählfassung des 1910 geschriebenen Schauspiels „Liliom", das später international einer seiner größten Bühnenerfolge wurde.

(Dieses Märchen sollen Witwen ihren kleinen Kindern zum Einschlafen erzählen oder gute Kinder ihren alten, müden Eltern. Das Märchen muß schön ruhig und flüssig vorgetragen werden; der Anfang lebhaft, als wäre er wahr, das Ende jedoch langsam und leise, so daß am Schluß der, dem es erzählt wurde, eingeschlafen ist.)

1

Im Lunapark lebte in einer Bretterbude ein sonderbarer Mensch, der hieß Závoczki. Dieser Závoczki war ein großer Halunke. Er beleidigte jedermann, prügelte sich oft, versetzte einigen Leuten sogar Messerstiche, stahl, betrog, raubte und war trotz allem ein recht guter Kerl, der seine Frau sehr liebte. Denn die war ein einfaches kleines Dienstmädchen, das bis zu seinem sechzehnten Lebensjahr bei einer jüdischen Familie in Stellung gewesen war. Eines Sonntags, als sie Ausgang hatte, lernte sie im Park Závoczki kennen. Er trug eine zweifarbige Hose: Die eine Hälfte war gelb, die andere rot. In seinem Haar steckte eine Hahnenfeder, an die er einen Bindfaden gebunden hatte. Das Ende des Bindfadens befand sich in seiner Hosentasche. Zog Závoczki an dem Bindfaden, bewegte sich die Hahnenfeder auf seinem Kopf. Darüber lachte jedermann, und die schönsten Dienstmädchen stiegen auf das Karussell, auf dem Závoczki stand und seine Scherze trieb. Hier lernte die einfache kleine Magd Závoczki kennen und blieb den ganzen Tag bei ihm, und obwohl sie bis zehn Uhr hätte daheim sein müssen, ging sie auch um elf noch nicht nach Hause. Sie verbrachte die Nacht im Lunapark, und anderntags wagte sie sich nicht mehr heim. Sie blieb für immer bei dem Mann mit der Feder im Haar und arbeitete nicht mehr als Dienstmädchen. Sie war so gut, so sanft, eine so hübsche kleine Magd, daß Závoczki sie mit aufs Amt nahm und zu seiner Frau machte.

Dieser Mensch war der größte Schuft im ganzen Lunapark. Mal war er Ausrufer vor einer Bude, dann wieder lebte er monatelang davon, daß er andere im Kartenspiel betrog. Wenn er etwas gestohlen hatte, ging er so lange nicht arbeiten, wie das gestohlene Geld reichte. Manchmal sperrte man ihn einige Tage ins Spritzenhaus, dann weinte seine Frau den ganzen Tag und die ganze Nacht, und obgleich sie wußte, daß er das Gefängnis nicht verlassen und nach Hause kommen konnte, richtete sie das Bett für ihn neben sich, damit es so wäre, als kehre er gleich heim. Závoczki aber führte sich auch im Spritzenhaus unverschämt auf, weshalb man ihn in eine Extrazelle sperrte. Da weinte die Arme sehr und sagte nur in einem fort: „Wie unglücklich ich bin! Wie unglücklich ich doch bin!"

Závoczki hatte kein Geld im Haus und schämte sich deswegen. Das Herz tat ihm weh, weil seine hübsche kleine Magd mit dem weißen Gesichtchen abends Brotrinde essen mußte. Da sie das aber nicht merken sollte, fuhr er sie streng an: „Alles Geld gibst du für Putz aus, zum Donnerwetter!"

Und das weiße Gesichtchen sah ihn traurig an und weinte fast. Doch Závoczki hob die Faust: „Heul nicht, sonst kriegst du eine Tracht Prügel!"

Dann ging er hinaus, schlug die Tür zu, versteckte sich im Hof und weinte die ganze Nacht bitterlich. Das weiße Gesichtchen aber wagte nicht, still vor sich hin zu weinen, weil der mit der Feder im Haar es ihr verboten hatte. Und außerdem können Frauen Tränen sowieso zurückhalten. So war das. Den ganzen Tag über dachten sie aneinander, doch Závoczki verlor kein Wort darüber. Gewöhnlich verprügelte er dann den Hausmeister oder stach von hinten einen Polizisten nieder und lief dann weg. Denn er war jähzornig, ein durch und durch liederlicher Kerl, der schon lange reif war für den Galgen.

Eines Sonnabends regnete es, und Závoczki saß zusammen mit einem anderen Halunken in der Nähe der Herminastraße am Rande eines Grabens. Sie spielten im Regen Karten. Der Abend war bereits hereingebrochen, und man konnte die Karten kaum noch sehen, und zudem wusch der Regen die bunten Bilder ab.

Závoczki störte das nicht, denn er kannte die Karten auch von hinten, der andere aber sah sich veranlaßt, das Spiel abzubrechen. „Danke, mein Herr", sagte dieser und kletterte aus dem Graben.

„Das geht nicht!" rief Závoczki aus. „Vergebens habe ich falsch gespielt, du hast mir mein ganzes Geld abgewonnen, alle drei Taler. Spiel weiter!"

Der andere aber antwortete, es regne und sei bereits später Abend. Morgen würde er gern Revanche geben. Dann lief er fort, so schnell wie ein Pfeil. Barfuß patschte er durch den Schmutz.

Závoczki holte das Küchenmesser hervor und ging durch die Franciastraße zum Bahndamm der Ungarischen Königlichen Eisenbahnen. Dort pflegte Herr Linzmann, der Kassierer aus der Lederfabrik, vorbeizukommen, wenn er Samstag abends den Arbeitern ihren Lohn brachte. Závoczki versteckte sich neben dem Bahndamm der Ungarischen Königlichen Eisenbahnen und wartete auf Herrn Linzmann, um ihn niederzustechen und ihm das Geld abzunehmen. Aber er wartete vergebens. Ihm wurde klar, daß er zu spät gekommen war, daß Herr Linzmann das Geld längst ausgetragen hatte und mit seiner leeren Tasche wieder in die Stadt zurückgekehrt war. Eine verfluchte Sache, diese Karten. Ihretwegen verpaßt man die wichtigsten Dinge.

Závoczki kletterte auf den Bahndamm der Ungarischen Königlichen Eisenbahnen, zwei Tränen rollten über sein schmutziges Gesicht, plötzlich erbleichte er, dann lächelte er und rief: „Julia Zeller! Julia Zeller!" Das war der Name seiner Frau. Er nahm das Küchenmesser in beide Hände, richtete es gegen sich und stieß es sich ins Herz. Er starb sofort und rollte vom Bahndamm der Ungarischen Königlichen Eisenbahnen, in der Hosentasche ein Päckchen schmutziger Karten und drei weiße Elfenbeinkugeln, die er zum Jonglieren benutzt hatte, im Haar die Hahnenfeder, auf den Lippen den Namen der kleinen sanften Magd: „Julia Zeller! Julia Zeller!"

2

Závoczki wurde beerdigt, und kein Erzbischof von Esztergom hielt ihm die Grabrede. Nur seine Frau war da, in einem schwarzen Kleid, das sie sich in der Nacht genäht hatte. Ein jeder sprach Julia mit dem weißen Gesichtchen in ihrem Hause Trost zu: „Groß ist Gott, daß er die geplagten kleinen Dienstmädchen von ihren Qualen erlöst. Sie sind noch jung, der Herr schenke ihm die ewige Ruhe, doch es ist besser so. Gott ist groß, und Sie sind noch jung." Und Julia nickte dazu, mit traurigen Augen gab sie den Nachbarn recht, sie sagte: „Danke, Frau Hausmeisterin, Sie sind sehr gut zu mir; Frau Braun, ich danke Ihnen, Frau Braun, vielen Dank, Frau Stufenberg. Sie sind alle sehr gut zu mir, danke, Frau Braun." Sie sagte auch: „Sie haben recht, Herr Wachtmeister, so ist es besser, der Herr schenke meinem Seligen die ewige Ruhe." Denn Julia schämte sich vor dem Polizisten, sie schämte sich, einen solchen Schuft wie Závoczki noch über den Tod hinaus zu lieben, und ohne jeden Grund, was doch wirklich eine Schande war. Und bereits einen Tag nach dem Begräbnis ging sie daran, Babysachen zu nähen, denn sie sollte im nächsten Monat ein Kind gebären.

Závoczki indes wurde am Nachmittag in ein Armengrab gebettet, wo er aber nur bis zum Abend blieb. Wer die Ordnung kennt, der weiß, daß jeden Abend der grüne Wagen vor dem Polizeirevier erscheint, um die ins Spritzenhaus zu bringen, die von den Polizisten den ganzen Tag über fleißig aufs Revier geschafft worden waren. Ebenso erscheint jede Nacht auch ein großer grüner Wagen auf dem Friedhof, um die Schufte abzuholen, die Hand an sich gelegt hatten. Diese fahren dann nicht direkt in die Hölle, sondern kommen erst in das reinigende Feuer. Dort wird untersucht, was der Grund war und wie die Angelegenheit steht. Denn auch von diesen dürfen viele noch ins Paradies.

So nahm denn auch Závoczki mit dem großen Messer im Herzen in dem grünen Wagen Platz, zusammen mit den anderen. Neben ihm saß ein völlig durchnäßter Mann, der deshalb so naß war, weil er sich in der Donau ertränkt hatte. Ihnen gegenüber kauerte eine Frau mit einem Strick um den Hals. Das war eine arme Frau, sie hatte sich erhängt. An den anderen war nichts zu sehen. Sie hatten kleine Kugeln im Körper, die sie aufeinander abgefeuert hatten. Der Wagen zukkelte mit ihnen los. Er holperte zur Kereszturistraße, bog dort in Richtung Gefängnis ab und fuhr dann in die dunkle Nacht hinaus. Er fuhr und fuhr und fuhr, bis zum Morgengrauen. Dann begannen die Pferde auf einmal schneller zu laufen und gingen schließlich in Galopp über. Závoczki schaute durch ein Loch in der Wand und sah, daß der Wagen auf einer großen, breiten Straße dahinraste, in ein Tal hinein, in dem rosafarbener Nebel wallte. Der Wagen flog bereits, die Räder drehten sich in der Luft, Städte und Dörfer blieben unter ihm zurück, doch all das schmerzte Závoczki nicht mehr, denn er hatte gerade deswegen das Messer in seinem Herzen, damit ihn künftig nichts mehr schmerze. Dann hielten sie. Nacheinander stiegen sie aus dem Wagen, und die Polizisten führten sie in eine große Amtsstube. Sie mußten im Vorraum warten, viele spuckten aus, denn rauchen war nicht erlaubt, obwohl es in dem Zimmer nach Rauch roch. Dann kam ein bebrillter Bürodiener heraus und rief sie der Reihe nach auf. Schließlich gelangte auch Závoczki vor den Beamten.

„Wie heißen Sie?" fragte der, wobei er nicht einmal von dem großen Blatt Papier aufblickte, in dessen Spalten er etwas eintrug.

Zeichnung: Rainer Schwalme

„Endre Závoczki.“
„Wie alt?“
„Zweiunddreißig.“
„Geburtsort?“
Darauf gab Závoczki keine Antwort. Der Beamte fragte: „Geburtsort? Unbekannt?“
Závoczki nickte bejahend. Jetzt endlich blickte ihn der Beámte an. „Sie haben das Recht, für einen Tag zurückzugehen, falls Sie dort im Leben etwas vergessen haben. Jemand, der eines normalen Todes stirbt, so wie es sich gehört, braucht nicht zurückzugehen, denn er läßt nichts zurück. Aber jemand, der zum Selbstmörder wird, der des Lebens überdrüssig ist, vergißt halt manchmal etwas und verursacht dadurch Leid auf der Erde. Antworten Sie!“ Und er blickte ihn streng an, wie er es bei Selbstmördern zu tun pflegte.
Závoczki antwortete: „Ich habe vergessen, auf mein Kind zu warten, das geboren werden sollte. Zuerst habe ich bedauert, daß ich nicht gewartet habe, denn ich hätte es gern gesehen, aber nun ist es zu spät. Das ist zwar sehr traurig, aber ich bin ein Mann, und wenn ich einmal von hinnen gegangen bin, dann, vielen Dank, bleibe ich auch fort.“ Sprach's und warf sich stolz in die Brust, sah dem Beamten trotzig ins Gesicht und seine Augen blitzten wie das Küchenmesser, das aus seiner Brust herausschaute.
„Marsch in den Kerker, herzloser Schuft!“ rief der Beamte aus. Die Polizisten ergriffen Závoczki und zerrten ihn in den Kerker. Auf dem Wege dorthin lachte Závoczki, das Messer im Herzen, über sie, und er machte sich kopfschüttelnd Luft: „Ihr seid mir vielleicht ein paar Heinis, Büttel seid ihr, nichtsnutzige Kerle, Schergen, Polypen!“
Daraufhin traten die Polizisten Závoczki mit Füßen, wobei der eine das Messer festhielt, damit es Závoczki nicht aus dem Herzen fiel.

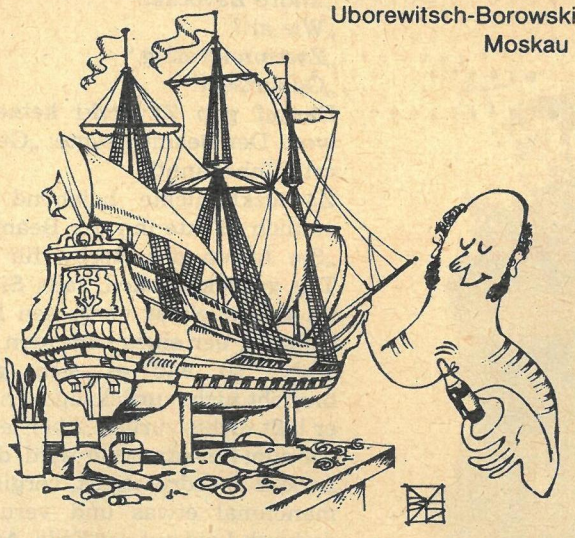
3

Sechzehn Jahre hockte Závoczki im reinigenden Feuer. Es ist eine große Lüge, daß das reinigende Feuer brennt. Das reinigende Feuer ist nichts anderes als ein sehr starkes rosafarbenes Licht, in dem man viele Jahre sitzen muß, bis es die schlechten Eigenschaften aus einem herausgesogen hat. Závoczki gewöhnte sich mit der Zeit an das Licht und fühlte, daß er sich sehr läuterte. Er schmiedete bereits wieder Pläne jeder Art, denn sein Herz war geläutert, und er hätte gern sein Kind gesehen, von dem er nicht einmal wußte, ob es ein Junge oder ein Mädchen war. Als der Verwaltungsbeamte dann einmal eine Inspektion im rosafarbenen Feuer machte und fragte, ob es Beschwerden über das Personal gebe, meldete sich Závoczki zu Wort: „Bitt schön, gnädiger Herr, habe ich noch das Recht, für einen Tag zurückzugehen, weil ich dort etwas vergessen habe?“

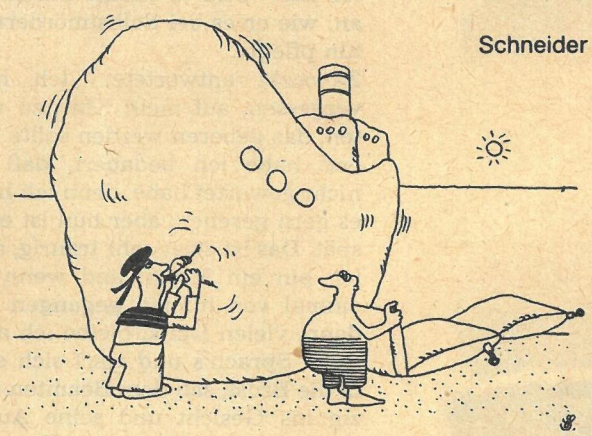
Fortsetzung auf Seite 41

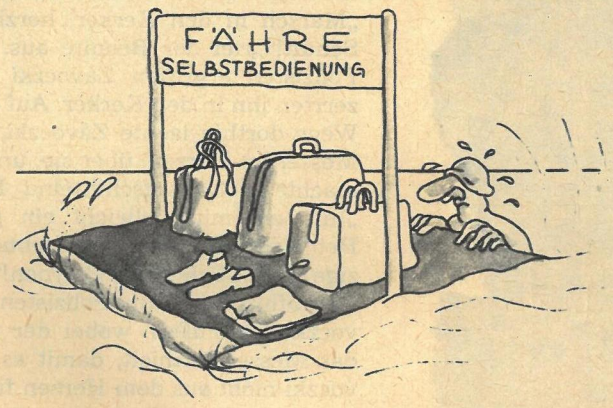
Tätowierung: Jeder Anker ist ein Versprechen, zu halten. M. H.

Uborewitsch-Borowski, Moskau



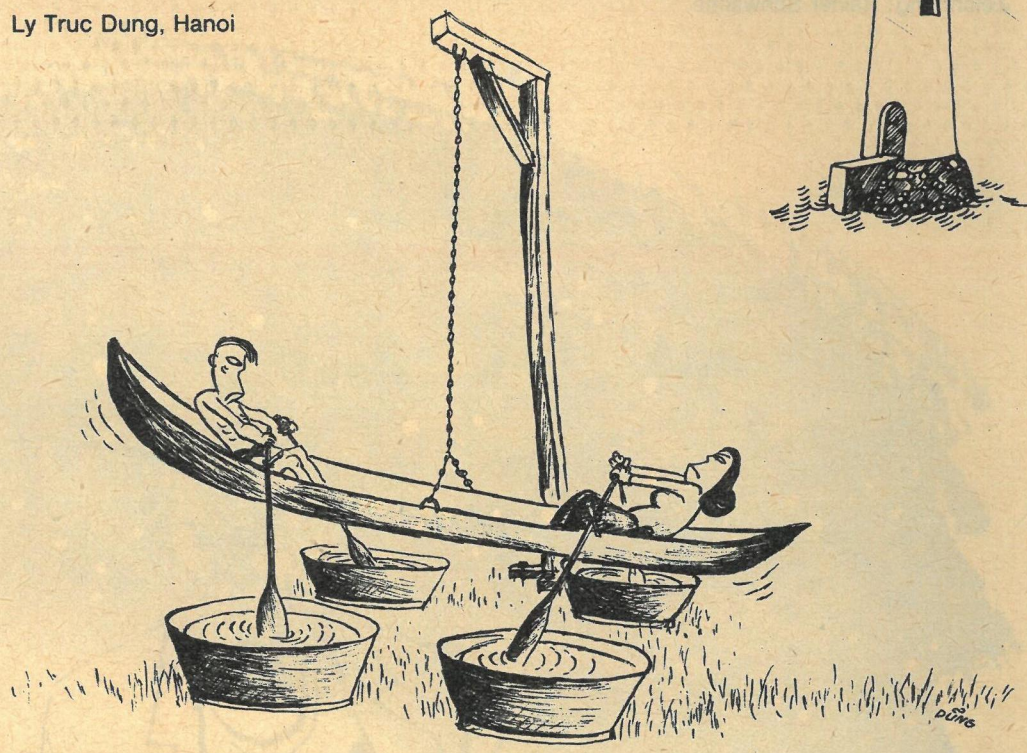
Schneider



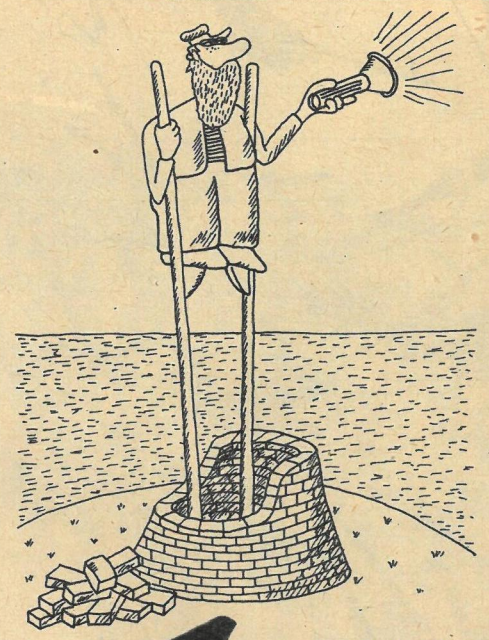


Steger

Ly Truc Dung, Hanoi



Ein Gedicht, das nur dem Intellekt seine Entstehung verdankt, auch wenn es noch so virtuos geschrieben ist, gleicht einem Schiff, das keinen Tiefgang hat. H. Cibulka



Schneider

Oft fängt man Fisch von ungefähr, wo man nicht meint, daß einer wär.

Weiß

Geht das Herz vor Anker,
ist ein loser Mund
kein sehr fester Grund.
M. Hinrich

Sándor Novobáczky

Sturmtief

„Meine Einzige! Sei mir nicht böse, daß ich diese Zeilen auf der Schreibmaschine tippe, mein Gemüt ist aber noch derart aufgeputscht, daß ich befürchte, die Feder nicht in der Hand halten zu können! Welche Wonne, der Nachmittag mit dir! Großer Gott! Wir waren im siebten Himmel. Wenn ich an deinen erbärmlichen Mann, diesen ungehobelten Holzklotz denke... Wie er dich vernachlässigt! Er weiß gar nicht, was für einen Schatz er besitzt. Einen Schatz? Einen Vulkan, den er für erloschen hält, dieser Tor. Daß die heiße Lava in der Tiefe brodelt, weiß er nicht. Ich kann den nächsten Ausbruch kaum erwarten. Meine Himmlische! Bis zum nächsten Stelldichein verbleibe ich dein Pista."

Der Ehemann, der in der Handtasche seiner Frau nach Geld suchte, fand den Brief, las ihn und wurde immer bleicher. „Das kann nicht wahr sein. Marika?! Und der siebte Himmel. Ein Idiot, wer so etwas schreibt. Und dieser Stil! Seine poetischen Ergüsse stammen bestimmt aus einer vergilbten Liebespostille. Das ist die Höhe! Marika ein Vulkan, der Lava speit. Und was schreibt dies Rindvieh über mich? Daß ich meine Frau vernachlässige? Naja, nach 15 Jahren ehe... Sicher trage ich sie nicht immer auf Händen, ab und zu komme ich erst nach Mitternacht heim, aber das gehört nicht hierher, Männer haben eben ihre kleinen Abenteuer."

Er steckte den Brief in die Tasche und schlich auf Zehenspitzen zur Küchentür: „Hast du einen Augenblick für mich Zeit?"

Die Frau nahm die Schürze ab und folgte ihm ins Wohnzimmer. „Was soll das sein?" fragte er, auf den Brief zeigend.

Ohne mit der Wimper zu zukken, kam die Antwort: „Ein Brief."

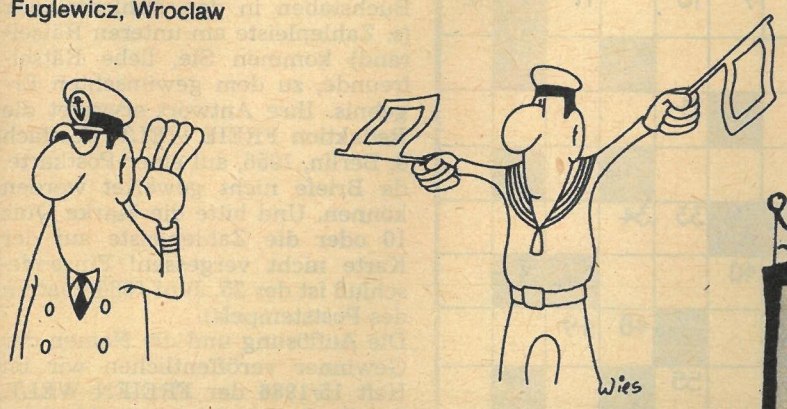
„Das sehe ich auch", brüllte der Mann, „aber was für ein Brief?" In der Stimme der Frau schwang ein metallener Ton mit:

„So ein Brief, wie ich letztes Jahr einen in deiner Tasche

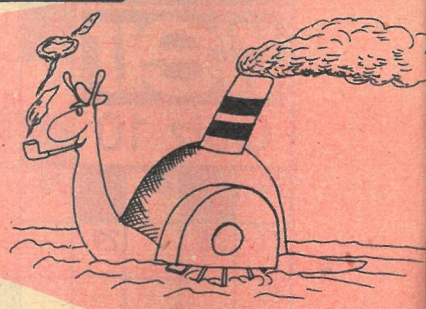
Logbuch: Auf Liebe und Wetter ist kein Verlaß! **Stimme des**

Spinnaker: Man kann natürlich auch seine vor Angst geblähte Hose als Segel ausgeben. M. H.

Fuglewicz, Wroclaw



Sauerdampfer, der große Pfeifenschneck von Steger



Bullaugenblicke von

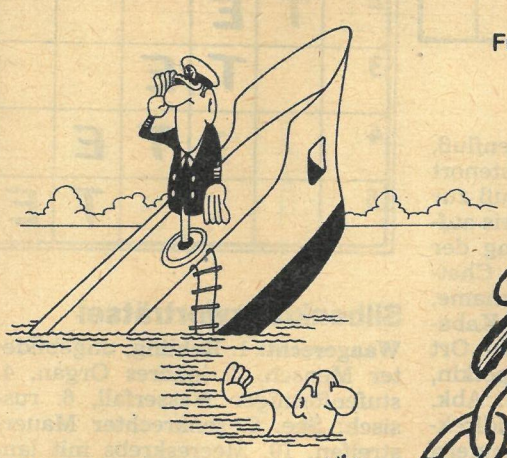
Pöhlig: Auch wenn es dir mißfällt, so änderst du's doch nicht,
daß sich das kleinste Licht für einen Leuchtturm hält.

und

Heyse: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg
und wenn auch nur der kleinste Steg.
Nun, es mag allerdings auch stimmen:
die Willenlosen sind immer am schwimmen.

Schmidt

Fuglewicz



Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

2

Wochenspruch

Das Meer besteht aus Tropfen.

Gennadi Kirejew

Seemannsgarn

Boris Semjonowitsch träumte, er schwimme zwischen großen Steinen inmitten wogenden grünen Wassers. Um ihn herum wimmelte es von Schwärmen kleiner Fische und bizarrer Meeresblüten. Weicher, zarter Seetang umschmeichelte ihn. Plötzlich – direkt vor seiner Nase – ein Riesenfisch mit furchterregenden Zähnen und bösen kleinen Augen! Ein Hai! Entsetzt fuhr Boris Semjonowitsch aus dem Schlaf hoch, seine Schwimmflossen waren von dem ausgestandenen Schrecken noch gespreizt. Um seine Erregung niederzukämpfen, schwamm er einige Runden durchs Aquarium. So schön es im Meer auch sein mag – im Aquarium ist es auf jeden Fall sicherer, beschloß Boris Semjonowitsch für sich und schlüpfte in eine große Meeresmuschel – zu seiner Guppyfamilie.

Aus dem Russischen von Adeline Thomas

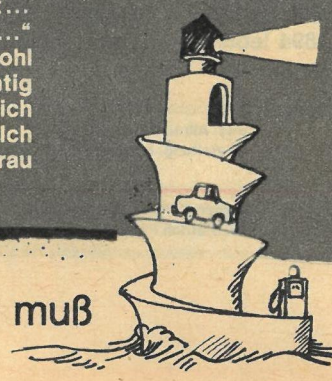
Hafenbar: Das Meer beginnt an jedem Strand. M. H.

gefunden habe. Von deiner kleinen Freundin."
Der Mann holte tief Atem und sagte: „Ich weiß nicht, wovon du redest." „Und ob du es weißt."
„Schon gut, ich gebe zu, mir ein paar dumme Abenteuer erlaubt zu haben. Aber das, was in diesem Brief steht... siebter Himmel... Vulkan..."
„Das traust du mir wohl nicht zu?! Wenn man richtig geliebt wird..." „Liebe ich dich vielleicht nicht? Ich habe nie eine andere Frau geliebt."
Die Frau schmiegte ihr Gesicht in die Handfläche des Mannes. „Also frag!" „Wer ist dieser Mann?"
Die Frau schlug die Augen nieder und schmunzelte. „Du brauchst nicht eifersüchtig zu sein. Es ist niemand. Ich habe den Brief geschrieben." „Du? Wozu?"
„Damit dir die Augen aufgehen. Damit du mich nicht mehr übersiehst."
„Und woher wußtest du, daß ich den Brief finden werde?"
„Gegen Monatsende interessierst du dich doch immer für meine Barschaft!"
„Marika, meine Liebste, verzeih mir." Der Hausfrieden war wieder perfekt.
Als die Frau allein war, spielten ihre Finger zerstreut mit dem zerknitterten Brief.
„Also nein, dieser Pista... Was für ein Mann, aber sein Stil...", murmelte sie und warf den Brief in den Müll.
(Aus: Budapester Rundschau)

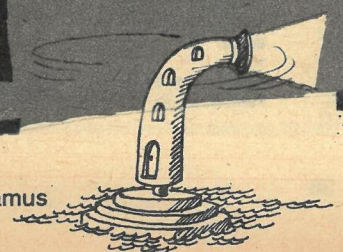
Prima

**Wie sich's für einen Seemann ziemt,
hat Kuddel oft und gern gepriemt,
obwohl es davor mancher Braut graut.
Jetzt fand er endlich eine Frau
die nimmt das nicht mehr so genau,
weil sie mal Primadonna war...
Klar?**

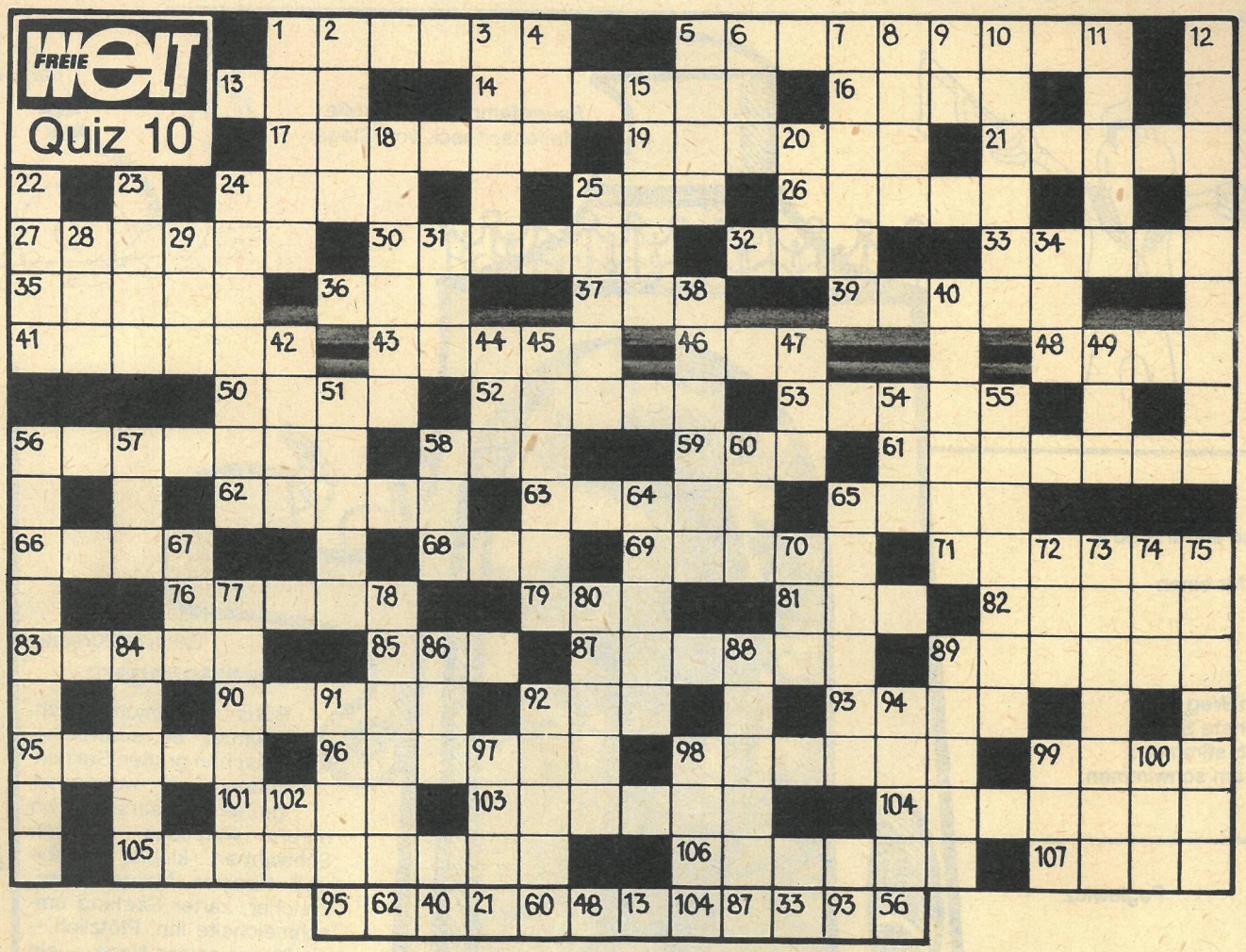
G. Gregor



Den guten Seeman zeigt das schlechte Wetter.



Meeres: Einer muß ja schließlich das letzte Wort haben. A. Camus



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Fluß durch Moskau, 5. südungarische Komitatshauptstadt, 13. Bewegungslänge eines Kolbens, 14. griechisch: Heilkunde, 16. afrikan. Bantuvolk, 17. Schiffseigentümer, 19. positive Elektroden, 21. Schmutzteilchen, 24. Begründer des wissenschaftl. Sozialismus, 25. Nachrichtenagentur der DDR, 26. Fluß in Äquatorialafrika, 27. Oper von C. M. von Weber, 30. weibl. Operngestalt aus „Ein Maskenball", 32. engl. Zahlwort, 33. Muse der Liebesdichtung, 35. ungar. Männername, 36. französisch: Freund, 37. Sozialistische Republik Rumänien (Abk.), 39. größter Dneprnebenfluß, 41. Mitbegründer des Spartakusbundes (1877–1953), 43. roter Teerfarbstoff, 46. erfolgreicher Schlager, 48. südwestfranzös. Nebenfluß der Garonne, 50. nordspanische Grenzstadt am Golf von Biskaya, 52. russisch: See, 53. svw. Weltmeer, 56. Fahrzeuganlasser, 58. Moskauer Warenhaus, 59. Tongeschlecht, 61. Bezeichnung f. d. ersten sowj. künstlichen Erdsatelliten, 62. See i. d. Karelischen ASSR, 63. Stern im Sternbild Perseus, 65. Schiffbaustadt a. d. Elbe/DDR, 66. Kuchengewürz, 68. sowj. Ort nördl. von Orsk, 69. bulgar. Donaunebenfluß, 71. Departement im SW Frankreichs, 76. sagenhaftes Flügeltier mit Adlerkopf und Löwenleib, 79. Langarmaffe, 81. Lastkraftwagen (Abk.), 82. Form der Monopole in kapitalist. Ländern, 83. Aussprachezeichen, 85. griech. Buchstabe, 87. ärztl. Verordnung, 89. bedeutender sowj. Physiker (gest. 1968), 90. Papstkrone, 92. persische Rohrflöte, 93. jugoslaw. Ort südwestl. von Novi Sad, 95. Schweifstern, 96. Echsenart, 98. heiße Springquelle, 99. Mädchenname, 101. Schwung, 103. durch abkühlenden Wasserdampf entstehender Nebel, 104. flugfähiger Ruderfußvogel, 105. Bezeichnung f. d. Spieler von Streichinstrumenten, 106. Männername, 107. Wanderpause.

Senkrecht: 1. Ort im O der ČSSR, 2. svw. Kellner, 3. Grünfläche (Weideland), 4. dichterisch: Adler, 5. Gesichtsteil, 6. Eisenhüttenkombinat Ost (Abk.), 7. ungar. Stadt a. d. Theiß, 8. altmodischer Männername, 9. span. Artikel, 10. Ausstellungsstätte (Mz.), 11. umgangssprachlich svw. viel Lärm um nichts, 12. freiwillige unentgeltliche Arbeitsleistung sowj. Werktätiger, 15. Funkmeßverfahren, 18. Abschlußprüfung (bes. an Hochschulen), 20. Fluß zum Asowschen Meer, 22. Geländeballspiel, 23. letzter König des ostgotischen Reiches, 24. Stechmücke trop. Sumpfgebiete, 25. nordfranzös. Oisenebenfluß, 28. Trinkstube, 29. nordvietnamesischer Küstenort, 31. Abk. für Million, 34. Hinweis, 38. griech. Hauptinsel der Südlichen Sporaden, 40. aufgeschichteter Haufen, 42. mundartlich: Hausflur, 44. frühere französ. Münze, 45. Stadt im S der Ukraine (am nördl. Mündungsarm der Donau), 47. Treffer beim Fußballspiel, 49. Rhônenebenfluß, 51. sowj. Schwarzmeer-Küstenort südl. von Poti, 54. schott. Fluß zur Nordsee, 55. aus dem Inlandeis aufragende Klippe (Bezeichnung der Eskimos), 56. Tanzdrama von Chatschaturjan, 57. arab. Männername, 58. effektvoller Einfall (Film, Kabarett), 60. derber Spaß, 64. sowj. Ort am Kuban südöstl. von Kropotkin, 65. das Nordpolargebiet, 67. Abk. für stellvertretender Generaldirektor, 70. Angsttraum, 72. Nummern (Abk.), 73. Hauptstadt des National. Kreises Taimyr, 74. Abk. für elektrostatischer Antrieb, 75. Absolvent einer Hochschule, 77. Helfer aus einer Notlage, 78. ungar. Männername, 80. Kampfplatz, 84. altrömischer Grenzwall, 86. Abschnitt der Woche, 88. Kur- und Ferienort a. d. Bode, 89. offene Feldbahnwagen, 91. Gebirge im S. Kirgisiens, 92. törichter Mensch, Spaßmacher, 94. Ort a. d. Philippineninsel Luzon (südöstl. von Manila), 97. Männername, 98. Name eines Raumschiffes bei Lem, 99. Aussehen, Miene, 100. schwedischer Ort südwestl. von Falun, 102. französ. Artikel.

Die Bezeichnung für die höchste staatliche Auszeichnung in der Ungarischen Volksrepublik, die für wissenschaftliche, künstlerische und technische Leistungen verliehen wird, ist das Lösungswort unseres heutigen Rätsels. Sie trägt den Namen eines ungarischen Staatsmannes und Freiheitskämpfers, der von 1802 bis 1894 lebte.

95	62	40	21	60	48	13	104	87	33	93	56

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 10 oder die Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 25. Juni 1986 (Datum des Poststempels).

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 15/1986 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Füllrätsel

1. Vorratswagen der Dampflokomotive, 2. baumlose Ebene, 3. Mitbesitz, 4. Reitsitz, 5. Flugkörper; Geschoß.

1 T	E	N			
2 S	T	E			
3		T	E		
4 S	A	T	T	E	
5 R	A	K	E	T	E

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Rohling; ungebildeter Mensch, 3. inneres Organ, 4. stufenförmiger Wasserfall, 6. russisch: See, 8. senkrechter Mauerstreifen, 10. Meereskrebs mit langen Fühlern, 11. medizin. Paste, 12. Fluß im Westen der UdSSR.

Senkrecht: 2. Hafenverkehrsboot, 3. Fliegenlarve, 5. Mädchenname, 6. Großmutter, 7. Flugsandhügel (bes. an der Meeresküste), 9. griech. Mondgöttin, 10. Getreidebündel.

1	2	■	3	
■	4	5		■
6			■	7
	■	8	9	
■	10			■
11		■	12	

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird „ein Mann, der Fahrzeuge hochnimmt".

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

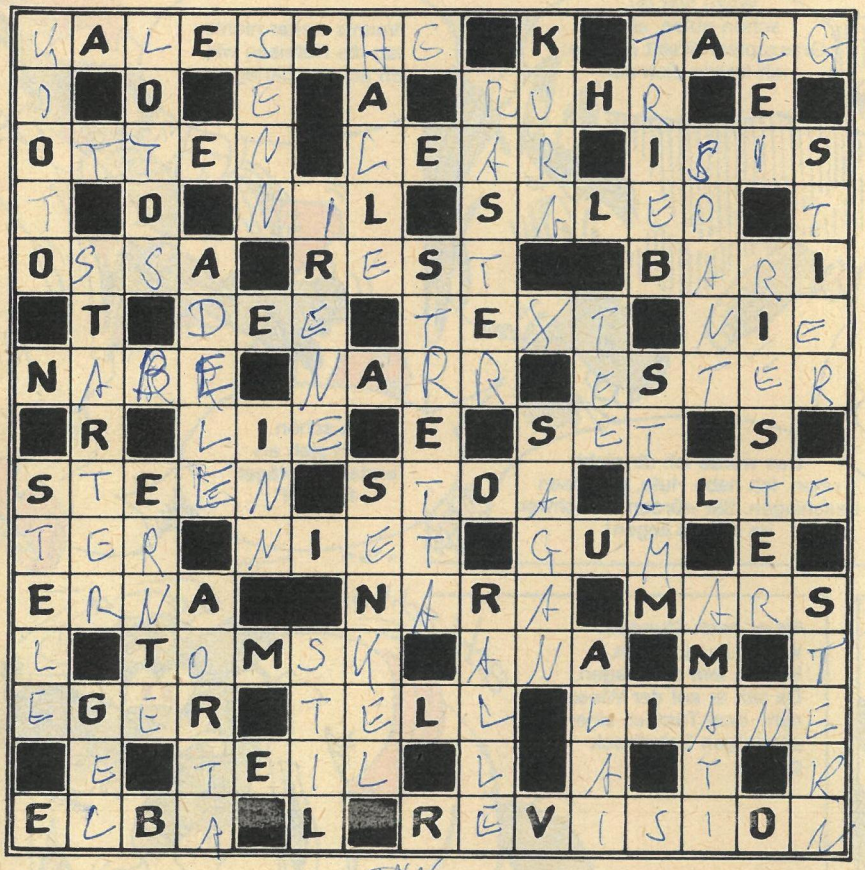
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

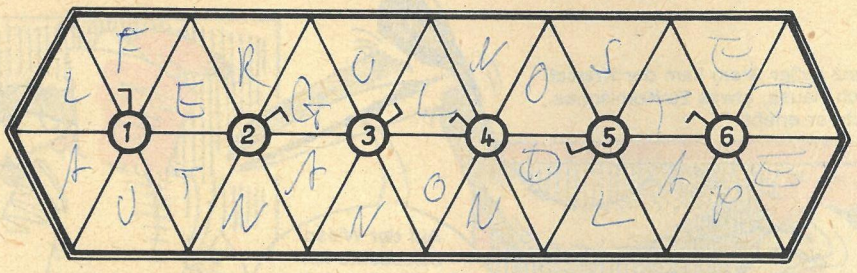
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Operettengestalt aus „Die Fledermaus", 2. Gebirge in der Kirgisischen SSR, 3. weibl. Bühnenrolle, 4. italien. Geigenbauerfamilie, 5. Zitatensammlung, 6. Hauptschlagader, 7. unteritalien. Hafenstadt a. d. Adria, 8. schott. Fluß zur Nordsee, 9. nordungar. Stadt, 10. Mittelmeerinsel, 11. Mädchenname, 12. Einbringen der Feldfrüchte, 13. chem. Verbindung, 14. gallertartige Masse, 15. Moskauer Warenhaus, 16. Bezirk der DDR, 17. Donaunebenfluß, 18. Mädchenname, 19. altägypt. Göttin, 20. viersitziger Pferdewagen, 21. japan. Stadt nördl. von Osaka, 22. sowj. Fluß zur Kaspisee, 23. sagenh. Keltenkönig, 24. Schiefer, Fels, 25. trop. Schlingpflanze, 26. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 27. asiat. Wasserrose, 28. Planet, 29. Radteil, 30. japan. Stadt östl. von Osaka, 31. törichter Mensch; Spaßmacher, 32. strikte Verneinung, 33. Metallbolzen, 34. afrikan. Strom, 35. Stadt im N der Schweiz, 36. griech. Gebirge, 37. Sumpfhuhn, 38. Bildpunkt, 39. Überbleibsel, 40. Überprüfung, 41. Lederflicken auf einem Schuh, 42. Infektionskrankheit, 43. französ. Schriftstellerin, 44. Wurzelknolle mancher Orchideen, 45. Schnürriemchen, 46. Alpenhirt, 47. Satz, Serie, 48. Schiffsrippe, 49. Baumfuß, 50. Fahrzeuganlasser, 51. holländ. Maler des 17. Jh., 52. griech. Grabsäule, 53. Himmelskörper, 54. männl. Rind, 55. Schreibweise, 56. altgriech. Philosophenschule, 57. Schluß ital. Arien, 58. Rinderfett, 59. Aufgußgetränk, 60. Stück vom Ganzen, 61. Titelgestalt bei Schiller, 62. nordspan. Küstenfluß, 63. Wortlaut, 64. westsibir. Stadt, 65. Pflanzensproß.



Wabenleiste

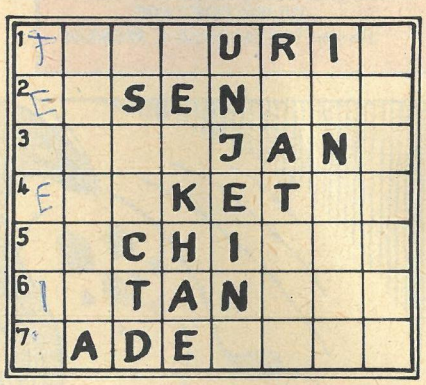
Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:
1. Windstille, 2. männl. Gans, 3. Stadt und Kurort im schweizer. Kanton Tessin, 4. europ. Hauptstadt, 5. österr. Operettenkomponist („Clivia"), 6. Wandbekleidung. Die Buchstaben in den oberen Feldern der Figur ergeben den Namen einer sowjetischen Unionshauptstadt.

Schach zum „100."

Mehrere Schacheröffnungen tragen den Namen des vor 100 Jahren in Riga geborenen, 1935 in Kopenhagen verstorbenen Großmeisters und „Schachrevolutionärs" Aaron Nimzowitsch. Eine von ihnen ist die Nimzowitsch-Indische Verteidigung, kurz Nimzo-Indisch genannt.
NIMZO-INDISCH, Forintos (Ungarn)–Vučinić (Jugoslawien), Titograd 1982: **1. c4 Sf6 2. Sc3 e6 3. d4 Lb4 4. Dc2 c5 5. dc 0-0 6. a3 L:c5 7. Lf4 d5 8. e3 Sc6 9. Sf3 Le7 10. Td1 Da5 11. Sd2 dc 12. S:c4 Dh5 13. Le2 Dg6 14. D:g6 hg 15. Lf3 Ld7 16. Ke2 Tac3 17. Td2 b5 18. Sd6 Tcd8 19. Sb7 Tc8 20. Sd6 Tcd8 21. Thd1 Sa5?! 22. b4!** (der Gewinnzug; ansonsten würde nach 22. ... Sc4 23. S:c4 bc der Zug 24. Lc7 entscheiden) **22. ... L:d6 23. L:d7 Sc4 24. L:f8 K:f8 25. Ta2 Tc8 26. Tc1 g5 27. h3 e5 28. Ke1 a6 29. a4 Sd6 30. Taa1 ba 31. Ld1 Lb5 32. S:a4 Tb8 33. Sc5 Tb6 34. Sa4 Tb8 35. Tc5 Ke7 36. T:e5+ Kd7 37. Sc5+ Kc6 38. S:a6 Td8 39. Sc5 Sc4 40. Lf3+ Kc7 41. Te7+ Schwarz gab auf.**

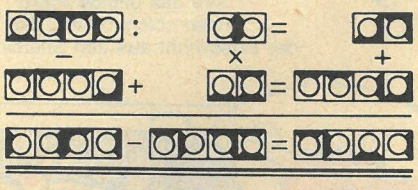
Vom Kern zum Wort

1. kleine Handtrommel, 2. Kreisstadt im Bezirk Erfurt, 3. indisches Nationalepos, 4. Förmlichkeit, erstarrte Umgangsformen, 5. russ. Admiral (besiegte im Krimkrieg die türk. Flotte), 6. größte Stadt der Türkei, 7. südlichster Vorsprung Afrikas.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von oben nach unten gelesen – ergeben den Namen eines sowj. Physikochemikers.



Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Auflösungen aus Heft 11/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: iga(49), Alk(1), Amalgam(7), Anstalt(9), Tenor(72), Met(57), Rue(65), Sage(69), Agan(13), Ibis(47), Hel(41), Ruch(67), Ella(24), Dase(23), Huhn(43), Arbeiter(3), Are(17), Otter(62), Anemo(5), Nurmi(60), Arena(11), Gelee(32), Egart(26), Tri(75), Eigentum(27), Wega(78), Tand(71), Lage(54), Akte(15), Gin(34), Garn(36), Tera(74), Idee(45), Eis(30), IEB(51), Anina(19), Gelenke(38), Beseler(22), Nea(59), Tre(76).

Senkrecht: Rat(64), Ian(44), Glossen(35), Agra(8), Amme(4), Katheder(52), Ussa(77), Aarau(6), Ate(12), Melbourne(58), Lunch(55), Galati(37), Greene(39), Lai(53), Art(18), Start(70), ha(40), Heule(42), Bengt(21), Rente(68), Po(63), Omega(61), Margarine(56), Reiter(66), Armand(20), Go(33), Endivien(31), Aul(16), i. A.(50), eng(28), Wegener(79), Aktie(2), Tesla(73), anno(10), Ibba(46), East(29), Ego(25), Ile(48), Ara(14).

Vom Kern zum Wort: 1. Salpeter, 2. Akademie, 3. Champion, 4. Halbesel, 5. Alemanne, 6. Lagerlöf, 7. Inkarnat, 8. Nagasaki. – Sachalin

Silbenrätsel: 1. Nante, 2. Idee, 3. Chloride, 4. Tarantella, 5. Sachsen, 6. Habanera, 7. Ablage, 8. Lager, 9. Borodin, 10. Zellulose, 11. Umsatz, 12. Tiber, 13. ultra, 14. Notar, 15. Irmgard, 16. Sprotte. – „Nichts halb zu tun, ist edler Geister Art."

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Lese, 3. Rehe, 5. Remise, 6. Kiruna, 7. Dame, 8. DEFA, 10. Kali, 12. Nagana, 14. Amati, 15. Rune, 16. Kerze.
Senkrecht: 2. Serenade, 3. Reseda, 4. Maki, 9. Fanatiker, 11. Liane. 13. Nana.

Geschütteltes: FADEN + SCHEUER = Schadenfeuer.

Raten und Rechnen:

1470	:	42	=	35
–		×		+
180	+	25	=	205
1290	–	1050	=	240

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 7) aus Heft 9/1986

Waagerecht: 1. Kap, 4. GUM, 6. Oleg, 10. Safe, 12. Elise, 13. III, 14. Moral, 16. Elle, 17. Nor, 19. Grog, 21. Lotto, 25. Lec, 26. Er, 27. Fantomas, 29. Rkm, 31. Auto, 33. Erk, 34. Real, 36. Silos, 37. Sete, 38. Lerma, 40. Rallen, 41. Basis, 42. Geisel, 43. AE, 44. Antonow, 47. Pisa, 49. Antal, 51. In, 52. Eta, 54. Sake, 55. Dnestr, 58. Flagge, 61. Aron, 62. Ora, 63. G. U., 64. Oeser, 67. Asow, 68. Keramik, 71. TU, 72. Barock, 74. Acker, 76. Kerbel, 78. Tukan, 81. Kelt, 82. Kiste, 85. Geel, 86. der, 88. Sana, 89. Ili, 90. Rastrale, 92. Li, 93. Ewa, 94. Sojus, 95. Eire, 96. Dan, 97. Postulat, 100. Marie, 101. Ida, 102. Drohn, 103. Rabe, 104. Esse, 105. Gnus, 106. Uda, 107. TLO, 108. Iren.
Senkrecht: 1. Kelle, 2. Allergien, 3. Pieck, 4. General, 5. Mir, 6. Olga, 7. Emotion, 8. Gogol, 9. Palas, 11. Feoktistow, 15. Los, 18. Orel, 20. RNS, 22. trés, 23. Rue, 24. Dom, 27. Fleet, 28. mono, 30. MES, 31. Alt, 32. Troika, 35. Alan, 37. Saw, 39. Aga, 40. Reis, 41. Bon, 44. All, 45. Tag, 46. Nie, 47. Paracelsus, 48. Se, 49. Are, 50. AFR, 52. Eroika, 53. AN, 54. so, 55. Dur, 56. Elm, 57. Tok, 59. Aral, 60. Grotewohl, 61. As, 63. Ger, 65. Stege, 66. Eure, 67. Akt, 68. Ket, 69. Apis, 70. Istrien, 72. Belinda, 73. Ana, 74. Aki, 75. Klio, 77. Bela, 79. Ussuri, 80. Angabe, 82. Kasan, 83. Steig, 84. Ear, 86. Depot, 87. Rasno, 90. Rum, 91. Leis, 96. Dau, 98. Lar, 99. Ten. – **Lösungswörter:** Kosmodrom – Baikonur.

Es gewannen:

1. PREIS:

100,– M Hildegard Baumbach, Bad Blankenburg, 6823

2. PREIS:

75,– M Ruth Arndtz, Erfurt, 5080

3. PREIS:

50,– M G. Drehmann, Gotha 5800

4. bis 8. PREIS:

je 25,– M C. Ehrhardt, Krölpa, 6842; I. Frank, Wittenberge, 2900; Marianne Marschner, Dohna, 8313; Paul Rockstroh, Meuselwitz; 7404; Anton Rustler, Zwikkau, 9561.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Ganz außer Atem kam der Kranich nach Hause, etwas zu Komisches hatte er erlebt.

Frei nach Samuil Marschak, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau

Auf der Wiese belauschte ich das Pferd und den Wolf. Wie immer spielte sich Isegrim mächtig auf:

Wozu bist du schon nütze, alter Graszupfer? Weißt du was: ich fresse dich auf!

Das würde ich dir nicht raten. Ich habe Hufe, mit Eisen beschlagen. Sie würden dir schwer im Magen liegen!

Wenn's weiter nichts ist, die Hufeisen will ich schon abkriegen!

Na schön. Dann zieh als erstes die Nägel heraus!

BAM

Kaum hatte sich der Wolf nach dem Huf gebückt, da versetzte ihm das pfiffige Pferd einen solchen Tritt, daß der Bösewicht aus den Stiefeln flog.

Als er nach Stunden wieder zu sich kam, knurrte ihm der Magen. Da sah er auf der Wiese, nahe dem Tümpel, einen prächtigen Schafbock grasen.

ach! ach! ach!

a-ach!

Du kommst mir gerade recht, hab schon lange keinen Hammelbraten mehr gefressen! Da ich dir sowieso nicht entkommen kann, muß ich wohl einverstanden sein, von dir gefressen zu werden.

Stell dich mit dem Rücken zum Tümpel und sperr dein Maul weit auf. Ich springe direkt hinein!

Gierig riß der Wolf seinen Rachen auf. Der Schafbock nahm Anlauf und versetzte dem Wolf einen solchen Schlag, daß er in hohem Bogen in den morastigen Tümpel flog.

PAFF

Die Tiere lachten sehr über diese Geschichte. Und sie merkten gar nicht, daß sich über Hähnchens Kopf ein Unheil zusammenbraute.

Fortsetzung von Seite 35

Wiegenmärchen

„Das Recht haben Sie noch", antwortete der Verwaltungsbeamte milde; denn wenn jemand schon sehr lange im Feuer sitzt, wird freundlicher mit ihm gesprochen. Der Beamte gab ihm einen kleinen Zettel, auf dem geschrieben stand, daß er vierundzwanzig Stunden Urlaub bekomme. Daraufhin führte man ihn in den Keller und zog ihm das Messer aus dem Herzen. Für das Messer erhielt er eine Garderobenmarke, die er sich in die Tasche stecken mußte. Dann ging er los, schlenderte er dahin, bis er zur Ujpester Jutefabrik kam. Dort fragte er höflich, wo die Witwe Závoczki wohne, die in der Fabrik arbeite. Man nannte ihm die Adresse, und er machte sich auf den Weg. Seine Frau wohnte in einem der kleinen Arbeiterhäuschen, von denen sechs nebeneinander standen und eines wie das andere aussah. Es war Sonntagvormittag, und die Sonne schien. Seine Frau war noch immer die einstige kleine Dienstmagd mit dem weißen Gesichtchen, sie war nur ein wenig gealtert. Závoczki konnte sie sehen, denn sie saß am Fenster und nähte. Im Fenster standen zwei Töpfe mit gewöhnlichen roten Blumen, und hinter den Blumen hing ein kleiner Vorhang. Doch neben dem Vorhang war so viel Platz, daß man die Frau erblicken konnte. Ihr Gesicht war sanft und ernst.

Závoczki klopfte an die Tür. Auf das Klopfen hin öffnete sich die Tür, und ein Mädchen trat auf die Schwelle. Sie war ungefähr sechzehn Jahre alt, und der Mann erkannte sofort, daß es seine Tochter war. Das Mädchen fragte streng: „Was wollen Sie?"

Závoczki bedeckte mit der linken Hand sein Herz, damit das Mädchen nicht das Loch in seinem Mantel sah. Dann fühlte er, daß er umkehren konnte, denn er hatte seine Tochter gesehen. Aber sagen mußte er etwas, das Mädchen hatte schließlich gefragt, was er wolle. Er langte mit der rechten Hand in die Hosentasche, um die drei weißen Elfenbeinkugeln hervorzuholen, mit denen er so teuflisch gut jonglieren konnte.

„Ich bitte Sie", sagte er, „ich kann allerlei Kunststücke..."

Er grinste, um seine Tochter lächeln zu sehen. Aber das Mädchen lächelte nicht. Es war ein strenges und ernsthaftes Mädchen – wie seine Mutter, die kleine Magd mit dem weißen Gesichtchen. Das Mädchen sprach: „Gehen Sie weg!"

Sie griff nach der Klinke, um vor dem Kerl, der aussah wie ein Bettler, die Tür zu schließen. Ihre kleine Hand war weiß und hatte feingliedrige Finger. In diesem Augenblick übermannte Závoczki all der Zorn, den während der sechzehn Jahre das Feuer in ihm gelöscht hatte. Die Bitterkeit schwoll in ihm an wie ein steigendes Meer. Und er schlug auf die kleine weiße Hand, die nach der Klinke griff, um ihm auf ewig die Tür vor der Nase zuzumachen. Das Mädchen sah ihn an, langte nochmals nach der Klinke und schloß die Tür. Der Schlüssel drehte sich im Schloß, Závoczki blieb draußen. Sein Ärger flaute sogleich ab, und er schämte sich schrecklich, sein Kind geschlagen zu haben. Verstört schaute er sich um und spürte, daß sein durchstochenes Herz zu brennen begann. Also machte er sich eilends auf den Rückweg. Er wußte selbst nicht, wohin, in welche Richtung er ging. Doch Verstorbene können nirgend anders hingehen als nur zurück in den Tod. Es war später Abend, als er das große Haus erreichte, aus dem er aufgebrochen war. Dort wußte man bereits alles. Der Pförtner grinste ihn aus seiner Loge an. Závoczki ließ den Kopf sinken und ging schweigend in das Stockwerk hinauf, wo er sich zu melden hatte. Der Beamte erwartete ihn bereits. man nahm ihm die Garderobenmarke ab, drückte ihm sein Messer in die Hand und schnauzte ihn an: „Na, Sie sind ja der letzte Halunke! Kehren aus dem Jenseits zurück, um Ihr Kind zu verprügeln!"

Er sagte kein Wort. Sie stießen ihm wieder das Messer ins Herz, da seufzte er mächtig. Dann packten sie ihn, setzten ihn auf einen kleinen Eisenkarren und rollten ihn hinab in die Hölle. So geriet Závoczki aus dem rosafarbenen Feuer in das rote Feuer, wo er bis zum Ende aller Zeiten schmoren und vor Schmerz heulen wird.

Das kleine Mädchen aber ging ins Zimmer zu seiner Mutter und sagte: „Ein zerlumpter Mann war draußen. Er grinste sehr garstig, und da wollte ich vor ihm die Tür zuschlagen. In seinen Augen flakkerte ein schreckliches Feuer. Seine Augen weinten, doch sein Gesicht lachte. Als ich die Tür schließen wollte, schlug er mir auf die Hand, daß es nur so klatschte."

Die Frau blickte zu Boden, als suche sie etwas. Und mit zitternder Stimme fragte sie: „Und dann?"

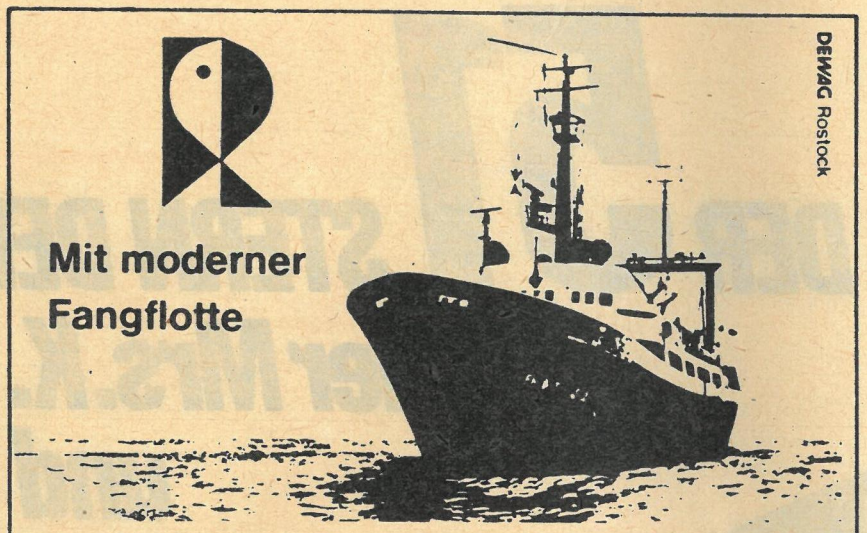
„Dann ging er weg. Aber ich bebe jetzt noch. Er hat mir auf die Hand geschlagen, doch es hat nicht weh getan. Als ob mich jemand zart angerührt hätte. Die Berührung seiner rissigen, harten Hand war so sanft, als wäre sie von den Lippen oder vom Herzen gekommen."

„Ich weiß", sagte die Frau leise und nähte weiter.

Sie sprachen nie mehr davon und lebten so lange, bis der Tod sie holte, und hier ist das Märchen zu Ende.

Schlaf, mein kleines Mädchen.

(Übersetzt von Dorothea Koriath, aus „Der Teufel in Budapest und andere unheimliche Geschichten", Verlag Volk und Welt.)



Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung
als Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtsspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
Am Fischkombinat 11
Rostock, 2510

Reg.-Nr. 63/I/86

Zur Erfüllung wichtiger volkswirtschaftlicher Aufgaben benötigt der

VEB IMO Merseburg

Monteure in den Berufen
- Maschinen- und Anlagenmonteur
- Rohrleitungsmonteur
- Schlosser
- Schweißer sowie

Hoch- und Fachschulkader der Fachrichtungen Chemieanlagenbau, Anlagenbau, Maschinenbau

für eine Tätigkeit in
der Technologie, der Produktionsvorbereitung und -durchführung, der Investabteilung, der Instandhaltung, im Ratiomittelbau und der TKO.

Der Einsatz kann sowohl in den produktionsvorbereitenden Bereichen in Merseburg bzw. Leuna, als auch auf den Montagebaustellen des Betriebes erfolgen.

Wir bieten Ihnen u. a.
- gute Verdienstmöglichkeiten
- bei Einsatz auf Montagebaustellen Entlohnung nach Montageabkommen
- vielfältige Qualifizierungsmöglichkeiten
- Urlaubsplätze in betriebseigenen Ferienheimen und durch Urlauberaustausch im sozialistischen Ausland
- vielseitge Sommerferiengestaltung

Ihre Bewerbung richten Sie bitte an:
VEB Industriemontagen Merseburg
Bereich Kader und Bildung **Ruf: 26 42 40**
von-Harnack-Str. 15
Merseburg
4200

Reg.-Nr. 52/I/86

DER 51. STERN DER USA

oder Mrs. K. und die Killer

Über manchen gemeuchelten Landarbeiter und Jugendlichen, Lehrer und Arzt in Nikaragua marschieren Männer des konterrevolutionären Einsatzkommandos hinweg, das sich „Jeane-Kirkpatrick-Task-Force" nennt. Wie muß besagte Frau beschaffen sein, wenn eine Killertruppe ihren Namen trägt?

Als Tochter eines Ölindustriellen dürfte Jeane Kirkpatrick um die Rolle und Macht dieses profitträchtigen Rohstoffes schon in jungen Jahren im Bilde gewesen sein. Ohne Erdöl bewegt sich wenig, vor allem keine Panzer und Kriegsschiffe. Die traditionell innige Bindung von Erdöl und Rüstungsmonopolen kann ihr unschwer entgangen sein. Jeane Kirkpatrick bekannte zwar, diesem Einfluß widerstanden und einst Gedanken angehangen zu haben, die sie für liberal hielt, doch ist es ihr gelungen, diese Jugendsünde gründlich auszumerzen.

Als Professorin für Politische Wissenschaften wandte sie sich einem Gebiet zu, das man in den USA als „sowjetische Machtpolitik" bezeichnet; womit sie wiederum in die Nähe derjenigen geriet, denen das Gerede von der „sowjetischen Bedrohung" eine maßgeschneiderte Legende für kräftige Waffengeschäfte verhieß. Doch all das kann die Killertruppe noch längst nicht bewogen haben, ihren Namen anzunehmen. Noch hatte sie nicht den nötigen Bekanntheitsgrad. Lediglich ihre Studenten ahnten wohl, wozu diese Frau fähig wäre, sollte sie einst politischen Einfluß erlangen. Das sollte aber nicht mehr lange dauern. Durch ihren geradezu missionarischen Eifer, der Sowjetunion alle Sünden dieser Welt aufzuhalsen, machte sie schließlich den Präsidentschaftskandidaten Reagan auf sich aufmerksam. Ihr Beitrag in der konservativen Zeitschrift „Commentary", in dem sie in aller Welt berüchtigte Diktaturen, zum Beispiel auf dem amerikanischen Kontinent, als „traditionelle Autokratien" verniedlicht und ihnen bessere Noten ausstellt als die gewiß nicht zimperlichen Beamten der Regierung, entschied über ihre Berufung.

Als Chefdelegierte im Kabinettsrang ließ sich Mrs. Kirkpatrick für Jahre in der UNO nieder. Bevor die

designierte Botschafterin ihren Platz in den Vereinten Nationen einnahm, ließ sie sich über dieses Gremium in einer Rede aus: „Ich muß sagen, es fällt mir schwer einzusehen, weshalb wir Organisationen unterstützen und finanzieren sollen, die ausdrücklich und mit vollem Ernst unsere und unserer Freunde und Verbündeten grundlegendsten Werte und Verpflichtungen untergraben." Und weiter zur Verblüffung der Delegierten aus aller Welt: „Der Einfluß unseres

Lediglich ihre Studenten ahnten wohl, wozu diese Frau fähig wäre, sollte sie einst politischen Einfluß erlangen

Landes in der UNO verringert sich seit 1960. Wir haben in den letzten fünfzehn Jahren gelernt, nicht allzuviel zu erwarten."

Was der Industriellentochter nicht behagte, war die Haltung der jungen Nationalstaaten in dem Völkergremium: deren Anträge gegen neokolonialistische Ausbeutung, gegen die Gewaltpolitik der USA in Nahost und Mittelamerika, gegen ihre auf Erpressung orientierte Wirtschaftshilfe, gegen die Hochrüstungspolitik, die aus den Entwicklungsländern materielle und geistige Ressourcen abzieht... Jeane Kirkpatrick handhabte das Vetorecht ihres Landes wie eine Streitaxt und schlug im Sicherheitsrat alle diese Anträge nieder. Sie tat sich da nicht schwer, denn laut eigenen Aussagen betrachtete sie die UNO „als ein Land mittlerer Bedeutung", deren „Kämpfe gegen die fundamentalen Prinzipien und Interessen der Vereinigten Staaten" ihre und die Geduld ihrer Regierung „ziemlich erschöpft" haben. Und wie sie mit „Ländern mittlerer Bedeutung" umging, zeigte sie des öfteren, zum Beispiel, als sie Entwicklungsländern öffentlich androhte, jegliche „Hilfe" einzustellen, falls sie in ihrer „antiamerikanischen Obstruktionspolitik" fortfahren sollten. Diese Länder verrieten ihrer Ansicht nach politische Unreife, weil sie sich gegen die „Beschützerrolle", sprich Weltgendarmenrolle, der USA wehrten.

Jede Abstimmungsniederlage ihres Landes quittierte sie mit heftigen Ausfällen gegen die Sowjetunion, gegen Kuba, Nikaragua und die sozialistische Welt, die nach ihren Worten in die Länder der dritten Welt einen „schmutzigen Antiamerikanismus" hineintragen. Erstaunt fragte ein afrikanischer Diplomat, der noch neu auf seinem Posten war: „Was ist das für eine Frau, die uns hier unentwegt die Leviten liest statt auch mal zuzuhören?"

Als abzusehen war, daß die von den USA ausgehaltenen konterrevolutionären Gruppen den Durchbruch in Nikaragua nicht erzielen würden, ließ der amerikanische Geheimdienst im Frühjahr 1984 die Häfen des Landes verminen, um die Zufuhr lebenswichtiger Güter in das Land zu unterbinden. Handelsschiffe Japans, der Niederlande und der Sowjetunion wurden durch Explosionen schwer beschädigt. Die Empörung der Weltöffentlichkeit über diesen unerklärten Krieg der USA gegen Nikaragua beherrschte tagelang die internationale politische Szene und fand auch ihren Niederschlag in der UNO. Nicht wenige der Abgesandten im Weltforum glaubten nicht richtig zu hören: Die Regierung der USA, so Kirkpatrick, billige die „verdeckten Aktionen" – eine recht eigenwillige Umschreibung für die haarsträubenden Vorgänge in den Häfen Nikaraguas. Immerhin sei damit für die USA eine Situation geschaffen worden, so ihre Begründung, die es dem Land gestatte, in Konflikte einzugreifen, „ohne all jene Gesetzgebungsverfahren auszulösen, die mit dem formellen Akt einer Kriegserklärung verbunden sind. Schon in Vietnam hatten wir solch einen Kriegszustand, ohne einen Krieg erklärt zu haben." Man habe so den Kongreß der schwierigen Verantwortung enthoben, ein „Kriegserklärungsverfahren" einzuleiten. Soweit die amerikanische Delegierte in der UNO. Diese Ungeheuerlichkeit muß man zweimal lesen, um ihr Ausmaß vollends zu begreifen. Die höchste US-Repräsentantin bei den Vereinten Nationen scherte hier nicht der öffentliche Bruch des Völkerrechts, sondern erhob den Anspruch ihres Landes, in jedem Gebiet der Erde, wo nach Ansicht der USA deren ökonomische, politische und militärische Interessen auf dem Spiel stehen, zu schalten und walten, wie es der Regierung beliebt.

Was der Unternehmertochter nicht behagte, war die Haltung der jungen Nationalstaaten in dem Völkergremium

Anfang 1985 verließ Mrs. Kirkpatrick den UNO-Posten. Mit Groll, wie Insider berichteten, denn die Dame erhielt nicht, was sie erhoffte, zum Beispiel einen höheren Posten in der Nähe ihres Präsidenten. Sie gehe zurück zu den Büchern und Kochtöpfen, erklärte sie offiziell. Doch Madame dachte nicht daran, einer Welt den Rücken zu kehren, die ihrer Meinung nach für die USA im argen liegt. Bald wurde ihr Unterstützung zuteil,

Die Dame erhielt nicht, was sie sich erhoffte

und zwar von gewissen Kreisen der Republikanischen Partei, deren Sicht auf die Welt mit der ihren auf das harmonischste übereinstimmt. Diese Kreise vertreten politisch Teile der Rüstungsindustrie, über welche die „Washington Post" unmittelbar vor dem Genfer Treffen berichtete: „Rüstungsauftragnehmer über Einbußen durch Rüstungskontrollplan besorgt: Lukrative Aufträge könnten durch Supermachtgespräche geschmälert werden." Die von der Sowjetunion vorgeschlagene Reduzierung der Kernwaffen um fünfzig Prozent halten diese Leute für „verhängnisvoll". „Viele Auftragnehmer in den USA befürchten, daß Waffen, für die sie jahrelang geforscht und entwickelt haben, zu Tauschobjekten der Supermächte werden, noch ehe sie die lukrative Phase der Serienproduktion erreichen", hieß es weiter in der „Washington Post". Und die „New York Times" nannte einige Firmen, die das erste Zubrot für das „Sternenkriegs"-Programm längst erhalten haben und nun befürchten, die nächsten Hauptgänge könnten ausbleiben. Der Konzern TRW schluckte 424 Millionen Dollar, Boeing 217, Lockheed 192. „Die lukrativsten Raketenaufträge sind vielen jener Gesellschaften zugefallen, die auch Minuteman- bzw. MX-Raketen und Militärsatelliten bauen." In der Befürchtung, daß der „traditionelle Verteidigungshaushalt in naher Zukunft zweifellos nicht wesentlich wachsen wird", das SDI-Programm jedoch horrende Zuwächse erfahren soll, ist „jede Gesellschaft angehalten, sich SDI nicht entgehen zu lassen".

Diese Konzerne des Militär-Industrie-Komplexes haben allein durch die Einhaltung des ABM-Vertrages (die Beschränkung der Raketenabwehrsysteme zwischen den USA und der Sowjetunion) annähernd 100 Milliarden Dollar an Profit verloren. Einen neuen einschränkenden Vertrag oder gar Waffenreduzierung lehnen sie rundweg ab. Wie schon damals, als SALT II zu Fall gebracht werden sollte, und die Mineralölkonzerne, darunter Mellon und Sun Oil, sowie 87 Rüstungsfirmen tief ins Geldsäckel griffen und die antisowjetischen Stimmungsmacher von der Leine ließen, zeigten sie sich großzügig. Ein Produkt dieser Spende ist das Magazin „The National Interest". Und siehe, neben dem Herausgeber Irving Kristol, fast schon ein Fossil im antisowjetischen Getümmel, taucht als Starautorin der Zeitschrift die Dame Jeane Kirkpatrick auf. Kristols Programm lautet: „Die Vereinigten Staaten sollten sich das Ziel setzen, aus diesem Konflikt (mit der Sowjetunion – d. Autor) als Sieger hervorzugehen", anstatt sich Abrüstung und Rüstungsbegrenzung „aufzwingen" zu lassen.

Ein Exponent dieser Leute, ein William Buckley, offenbar ein glühender Anhänger von Kirkpatrick, empfahl, sie als „51. Stern in die amerikanische Flagge einzuweben". Sie ist nämlich stets dort zu finden, wo der Groll über einen „Verrat amerikanischer Interessen", über einen „unseligen Geist von Genf", über einen „Verlust amerikanischer Werte" laut ertönt. Für ein beachtliches Salär pro Abend stärkt sie ihren Anhängern den Rücken. Im Kernpunkt ihrer „Vorträge" steht die Sowjetunion, deren Drängen, die Rüstung auf der Erde zu beenden und im Himmel erst gar nicht zuzulassen, sie als hinterhältige Propaganda dämonisiert.

Das Treffen zwischen Michail Gorbatschow und Ronald Reagan in Genf hat der Welt neue Hoffnung gebracht. Doch Madame Kirkpatrick liegt es schwer im Magen. Während indessen nicht nur Staatsmänner der sozialistischen Länder, sondern auch führende Persönlichkeiten des Westens und der Nichtpaktgebundenen sich in der Öffentlichkeit gegen die „Sternenkriegspläne" der USA wenden, beklagt Kirkpatrick den – wie sie meint – drohenden Verlust militärischer Stärke für das Land. Ihre Reisen sind je-

Woraus die Welt Hoffnung schöpft, liegt Madame schwer im Magen

doch auch eine Wahlschlacht um den nächsten Präsidentschaftskandidaten. Und über diesen läßt sie keinen Zweifel: Er muß denken, fühlen und handeln wie sie. Beobachter vermuten, sie denke da im Grunde an sich, doch wissend, daß eine Frau in den USA wenig Chancen hat, Präsident zu werden, steht ihr der Sinn wenigstens nach einem einflußreichen Posten in der nächsten Administration. In diesem Zusammenhang deutet sie auch an, wie sie bei entsprechender Machtfülle in ihren Händen gegen die revolutionären Bewegungen in Lateinamerika vorgehen würde. Wie Mrs. Kirkpatrick das meint, das weiß die eingangs erwähnte Killertruppe ganz genau und trägt folgerichtig ihren Namen.

Hans Bergmann

Fotografik: Knoch/Hohlfeld

Fesselnde Schönheit

Eigentlich fand ich Zugang zur russischen und sowjetischen Literatur über die Malerei. Anfang der fünfziger Jahre besuchte ich die Fachschule für angewandte Kunst in Magdeburg. Dort sah ich das erstemal die wunderbaren Landschaften Lewitans, die Porträts Serows und anderer bedeutender Künstler. Vor allem die individuellen Eigenschaften der Dargestellten, die große Menschenkenntnis, die vielfältige Schönheit der russischen Landschaft fesselten mich. Ich wollte mehr wissen über Malerei und Dichtkunst der Sowjetunion. Ich las Werke Tolstois, Erzählungen Puschkins, Tschechows und vor allem Gorkis. Ich sah, diese Schriftsteller fühlten mit dem einfachen Volk, mit den arbeitenden Menschen. Später las ich Scholochows und Aitmatows Werke. Ich glaube, auch aus diesen Erzählungen nehmen die sowjetischen Menschen ihre Kraft, ihren Patriotismus, ihren Optimismus, ihre Liebe, menschliche Größe und Bescheidenheit.

Manfred Werner, Ebersdorf

Der Roman „Aufbruch" von Georgi Markow ist von Anfang bis Ende voller Spannung. Die Funktion des 1. Sekretärs des Gebietsparteikomitees ist neu zu besetzen. Ein Mann mit großen Erfahrungen und außergewöhnlichen Fähigkeiten wird für das aufstrebende Territorium gesucht. Die Entscheidung löst allgemeine Überraschung aus. Die Wahl fällt auf einen Einheimischen, nur ist er anscheinend viel zu jung. Doch es gelingt Sobolew bald, mit neuem Arbeitsstil Vertrauen zu erringen, andere mitzureißen und sich durchzusetzen. Der Roman verdeutlicht, worin die Kunst des Leitens besteht.

Christine Renter, Sonneberg

Valentin Rasputin, an der Angara geboren, schildert in „Abschied von Matjora" voller Poesie die menschlichen Probleme, die aus der Ankündigung entstehen, Insel und Dorf Matjora in der Angara zu überfluten. Eindrucksvoll, wie die achtzigjährige Bäuerin Darja ratlos vor dem Ende ihres heimatlichen Inseldorfes steht und klagt, daß vor hundert Jahren die Menschen in Ruhe und Frieden gelebt haben. Zwar entsteht am rechten Angara-Ufer eine große Neusiedlung, doch die Inselbewohner hängen an ihrer liebgewordenen Heimat im Strom. Großartig, daß Rasputin aus dem historisch rückwärts gerichteten Blick seiner Heldin zukunftswichtige Fragen entwickelt, die beim weiteren kommunistischen Aufbau zu bewältigen sind. Die Verwirklichung der Formel Sowjetmacht + Elektrifizierung = Kommunismus erfordert ein gleichzeitiges Bewahren jener menschlichen Werte und humanistischen Zielstellungen, die das russische Bauernvolk in Jahrhunderten erprobt und vertieft hat.

Brunhilde Hauschild, Crimmitschau

„Die Entführung der Europa" nach einem Motiv aus der griechischen Mythologie von Valentin Serow, 1910, Ausschnitt

Meine große alte Bücherliebe ist der historische Roman von Alexej Tolstoi „Peter der Erste". Die Geschichte des Zaren, dessen Energie auf die Umgestaltung Rußlands gerichtet war, und die Kompliziertheit seines Wesens, dazu das Leben in Rußland um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert werden wie ein vielfarbiges, leuchtendes Mosaik gestaltet. Leider setzten Krankheit und Tod der Arbeit des Dichters ein Ende, so daß das dritte und letzte Buch des Romans unvollendet blieb. Doch wer wagt sich nach Tolstoi an dieses große Thema? Nicht gefallen haben mir die Romane „Aelita" und „Geheimnisvolle Strahlen", wenn ich das mit Respekt vor dem großen Schriftsteller einmal sagen darf.

U. Riederer, Dresden

Mich beeindrucken am meisten Romane und Erzählungen, die vom heldenhaften Kampf der sowjetischen Menschen während des Großen Vaterländischen Krieges berichten. Ich weiß gar nicht, wie oft ich Polewois „Der wahre Mensch" gelesen habe. Welche Energie und menschliche Stärke geht vom Helden Meresjew aus. Welche Verbundenheit mit seinem Land bringt Polewoi in seinem Helden zum Ausdruck. Oder denken wir an Scholochows „Ein Menschenschicksal". Wer kennt nicht das Buch oder die Verfilmung mit dem überragenden Schauspieler Sergej Bondartschuk in der Hauptrolle. Und wer geht nicht mit Tränen in den Augen davon, wenn er sieht, wie dieser gequälte Mensch seinem Leben und dem Leben eines kleinen verwaisten Jungen wieder Sinn gibt. Die sowjetische Literatur enthält soviel Wertvolles für uns alle: Freude und Leid, Kraft und Mut, Naturbeschreibungen, aber auch Hinweise für die Gestaltung unseres Lebens.

Gabi Kühn, Crimmitschau

Beeindruckt haben mich doch sehr die beiden Novellen von Aitmatow „Frühe Kraniche" und „Scheckiger Hund, der am Meer entlangläuft", wobei mich in der letztgenannten das Verhalten der drei Fischer zu dem Kind sehr bewegt hat. Den Opfermut dieser drei alten erfahrenen Männer, den Tod zu suchen, um damit das Leben des Jungen zu erhalten, fand ich zutiefst humanistisch.

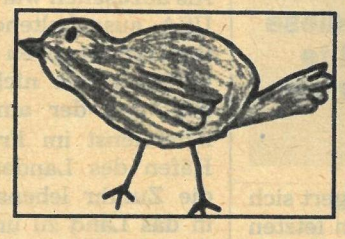
Rudolf Isensee, Potsdam

Der Folklore-Sammler Gadshi Gamsatow ist ein Aware aus der Dagestanischen ASSR. Wir bitten unseren Fehler in FW 10/86 zu entschuldigen.

Stammkundschaft—Sowjetliteratur

Mir gefällt der Dinosaurier, weil er so stark ist und früher gegen die Ritter gekämpft hat.

Enrico Schulz, Kinderheim Bralitz



Mein Lieblingstier ist der Spatz, weil er so schön singen kann.

Mandy Fücker, Schöneck

Liebe Kinder!

Hier meldet sich das „Tierheim" unserer Redaktion! Es ist schon fast überfüllt, denn 193 Lieblinge krochen, flatterten, schwammen und sprangen uns ins Haus. Wie versprochen, haben wir unter allen Kindern, die mitgemalt haben, 30 Buchschecks im Wert von je 10 Mark ausgelost. Und das sind die Gewinner: Rainer Bergau, Hortgruppe Kl. 2, POS „Otto Schlag", Halle; Katrin Cramer, Lengefeld; Ines Ehring, Berlin; Claudia Enders, Jessen; Maik Findeisen, Neuhirschstein; Marko Fischer, Hortgruppe Kl. 4a, Otto-Buchwitz-OS, Riesa; Mike Fischer, Berlin; Sandro Graubner, Falkenbach; Petra Haas, Dresden; René aus dem Kindergarten für Körperbehinderte „Lilo Hermann", Schwerin; Danny und Rico Kitsche, Zwickau; Kaja Klügel, Gotha; Anja Krumm, Lalendorf; Sascha List, Halle; Doreen Matschulla, Lauchhammer; Maria Mummert, Hortgruppe Kl. 2, POS Kleinow; Ute Orgas, Wismar; Frank Prause, Neustadt (Sachs.); Thomas Purz, Cottbus; Alexander und Stefan Rudat, Üllnitz; Nadine Rudolph, Grüna; Sören Schmidt, Sellin; Kristina Schönberg, Woddow; Jana Schramm, Leipzig; Denise Stein, Karl-Marx-Stadt; Dennis Weigel, Pollitz; Nadine Windberg, Halle; Antje und Kathrin Woddow, Eisenhüttenstadt; Annette Wölfer, Leipzig; Britta Wulff, Neubrandenburg. Wir gratulieren! Und vielen, vielen Dank allen, die uns Bilder geschickt haben. Einige davon wollen wir im Laufe des Sommers noch in der Zeitung vorstellen.

Baustelle Fährhafen

Wir bedanken uns herzlich für den Anerkennungspreis von 30 Mark. Von diesem Geld wollen wir 10 Mark für die Solidarität spenden. Natürlich werden wir auch von unserem Altstoffgeld etwas dazulegen. Wir wollen damit den Kindern in Nikaragua oder in anderen Ländern, die unsere Hilfe brauchen, eine kleine Freude bereiten. Über die FREIE WELT 8/86 haben wir uns besonders gefreut, weil wir darin Ihren großen Bericht über den Fährhafen fanden. Wir wohnen nicht weit von Mukran, und viele unserer Eltern arbeiten dort, wo der Hafen gebaut wird. Nun sahen wir in der Zeitung vieles, worauf wir neugierig waren. Aus den Seiten bastelten wir eine Anschauungsmappe, die wir in der „Galerie der Freundschaft" ausgestellt haben. Es grüßen die Kinder der

Hortgruppe 2a Otto-Grotewohl-OS, Sagard

„So faßt euch an..."

Als Gegensatz zum Fährhafen, bei dem die Eisenbahn eine gewichtige Rolle spielen wird, hier ein liebes, altes Schienenfahrzeug. Der

Neues über

Die Einsiedler

Anfang 1983 veröffentlichte FREIE WELT einen Tatsachenbericht, der von Menschen erzählt, die aus religiösem Fanatismus fast fünf Jahrzehnte ohne jeden Kontakt zu anderen Menschen im unwegsamen Sajan-Gebirge lebten. Geologen hatten 1978 durch Zufall die Behausung der damals sechsköpfigen Familie Lykow entdeckt. Heute sind nur noch Karp Ossipowitsch, der mehr als 90jährige Vater, und seine Tochter Agafja am Leben. Wassili Peskow, der Autor des Berichts, besuchte die Überlebenden der Altgläubigen-Familie immer wieder. Die wichtigste Neuigkeit dieses Jahres: Agafja war verreist! Im Dezember 1985 kamen Verwandte aus dem Altai, um die Lykows zu überre-

kleine Zug besteht aus vier Personenwagen und einem Gepäckwagen. Er pendelt im Sommerhalbjahr zwischen Erfurt Hauptbahnhof und Erfurt-West, zu jeder Traditionsfahrt bespannt mit einem historischen Triebfahrzeug. Sehenswert ist auch das Museumsgelände des Bahnhofs Erfurt-West. Ein Kinowagen, der noch in den 60er Jahren in Schnellzügen lief, wurde aufgearbeitet – jetzt kann man gelegentlich darin Filme über die Geschichte der Eisenbahn sehen. In einem ehemaligen Personenwagen erfreut sich ein ständiges Souvenirangebot regen Zuspruchs.

Steffi Melzer, Jena

Lernen und Träumen

Danke für die Veröffentlichung unseres Briefwechselwunsches. Ihre Zeitung lese ich seit Jahren. Schon als Student versuchte ich, einiges daraus zu übersetzen. Aber vor allem interessierten mich damals die Humorseiten, alle Fotos und die Aufmachung des Heftes. Ich nutzte die FREIE WELT als „Lieferant" von Bildern, die ich an die Wand pinnte. Gern würde ich wissen, ob diese FW-Wand im Studentenheim erhalten blieb. Später, als ich Deutsch schon einigermaßen beherrschte, nahm ich die Zeitung näher unter die Lupe und erkannte, was ich schon alles verpaßt hatte. Mir gefallen besonders die Berichte von der Trasse, Porträts und die Völkerschaftsbeiträge. Alles ist für mich als Deutschlehrer natürlich sprachlich wichtig. Immer wieder schreibe ich Wörter oder Wendungen heraus. Sehr gut fand ich die poetischen Notizen im Heft 1/85 und das Gedicht im Heft 25/85 mit den Fotos dazu. So recht zum Träumen!

Igor Kasanzew, Poldnewaja, UdSSR

Tausendsassa

Weil Trainer Anatoli Tarassow in seinem (übrigens sehr lesenswerten) Beitrag „Sewka mit der langen Schaufel" (FW 8/86) nur über die „Eishockey-Legende Bobrow" erzählte, möchte ich fragen: Wie war Bobrow als Fußballer?

Frank Steffens, Dresden

Für den ZSKA Moskau spielend, unterstrich Wsewolod Bobrow schon bei der ersten UdSSR-Landesmeisterschaft nach dem Krieg (1945) sein außergewöhnliches Talent. Später reiste er zu den aufsehenerregenden Spielen der Moskauer „Dynamos" in England mit und sorgte mit sechs von 19 Toren in vier Spielen für Schlagzeilen. Bei den Olympischen Spielen 1952 in Helsinki war er Mannschaftskapitän. Nach einem 0:4- und 1:5-Rückstand gegen Jugoslawien gelang der UdSSR am Ende noch ein 5:5, wobei Bobrow drei Tore schoß! Bobrows Biographie wäre unvollständig ohne die Hinweise, daß er ein fußballerischer Zeitgenosse des berühmten Grigori Fedotow war, mit dem Leninorden ausgezeichnet wurde, als Absolvent der Akademie für Luftstreitkräfte den Dienstgrad eines Obersten bekleidete und zwei zu Bestsellern gewordene Bücher schrieb.

Hans-Richard Vollbrecht

Russisch ohne Schulbank

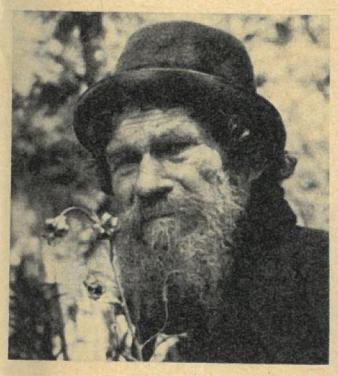
Ferienzeit – Reisezeit. So mancher Koffer steht schon griffbereit. Wir wollen nun unser Versprechen einlösen und die Bitte zahlreicher Leser um Fortsetzung der Russisch-Kurse erfüllen. Unsere Autorin Hella Rymarowicz wird Ihnen diesmal aber keine „Lektionen" erteilen, liebe Leser, sondern Ihnen in loser Folge auf unterhaltsame Weise die russische Sprache nahebringen. Heften Sie sich also an unsere Fersen! Im nächsten Heft geht's los.

Rosa und Weiß

Starke Schneefälle hinderten unsere Reisegruppe am Weiterflug von Moskau nach Wolgograd. Im „Ersatzprogramm" stand ein Besuch des Schlosses Ostankino. Auf verschneiten Wegen, vorbei an weißbemützten Skulpturen, gelangten wir durch den Park zu dem wunderschönen Gebäude in Rosa mit weißem Säulenvorbau, erbaut von Leibeigenen des Grafen Scheremetjew und ursprünglich als Theater gedacht. Das Kleinod tröstete uns über die Routenänderung hinweg.

Ingeborg Scholze, Dresden

den, die Einsamkeit zu verlassen. Der Alte lehnte es kategorisch ab, aber Agafja wollte einen Besuch wagen. Karp Ossipowitsch versuchte sie abzuhalten: „Segen kann ein Flugzeug nicht bringen!" Doch nach einer langen nächtlichen Debatte wurde „das Wagnis" beschlossen, und Agafja begab sich per Flugzeug, Bahn, Auto und Pferdeschlitten mit ihren drei bärtigen Verwandten auf die Reise. Der Besuch dauerte vom 21. Dezember bis zum 21. Januar. Agafja wurde überall sehr herzlich empfangen: „Ich war in vielen Häusern zu Gast. Ich badete, melkte die Kuh, hielt ein Kind auf den Armen... so ruhig und gut", schrieb sie selbst an Wassili Peskow, „wenn Väterchen nicht wäre, würde ich für immer dort bleiben." Aber sie kehrte zur kleinen Hütte am Abakan zurück.



Leserfoto

Aserbaidshanisches Temperament unter freiem Himmel beobachtete Fritz Martin, Torgau.

Preisfrage

Heft 12/86

Welches Elektroauto hilft einer PGH, Geld zu sparen?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 14/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 18. Juni 1986. Auflösung von Heft 10/86: Borassus flabillifer. Wir gratulieren Ilona Moses, Kleinzadel.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Kay Kreisel, Archiv (2); Repro: L. Wdowin; Zeichnung: Detlev Schüler

Wer schreibt uns?

Omar Saksing, 19 Jahre alt, Arbeiter, schreibt russisch, estnisch und englisch, interessiert sich für Musik und Literatur, sammelt Poster.
UdSSR, Estnische SSR, 202 400 Tartu, Kaunase PST. 26–37

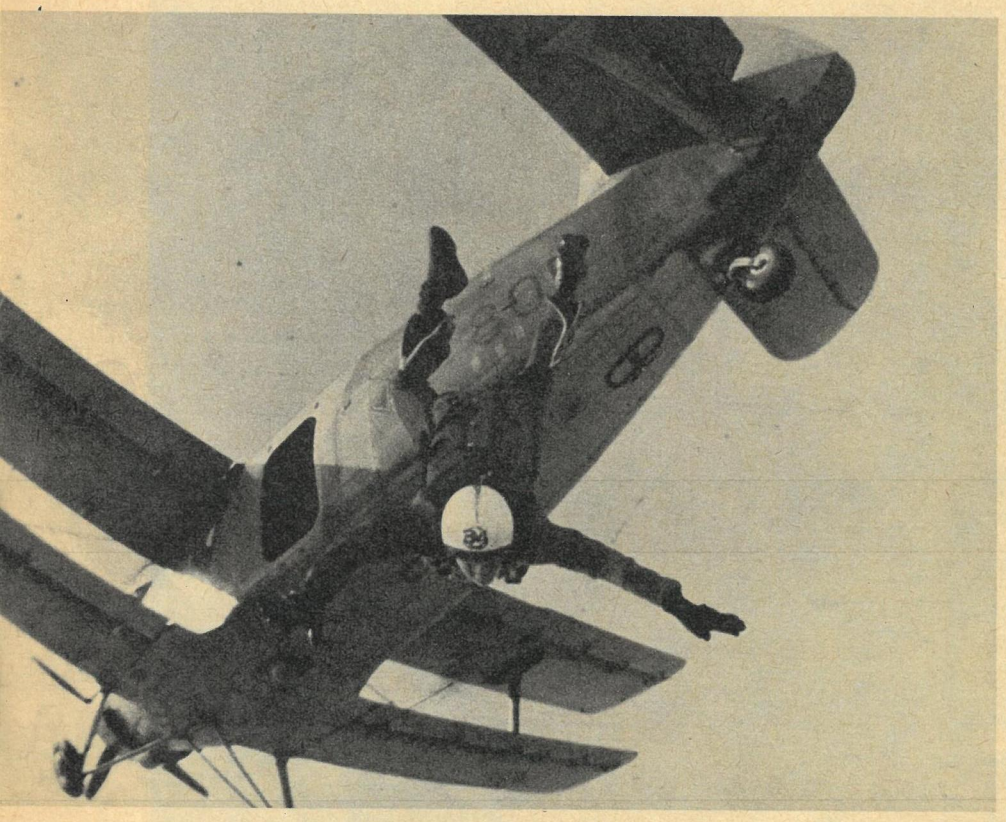
Anatoli Karpow, Bauingenieur, lernt deutsch, interessiert sich für Fotografie, Film, Literatur.
UdSSR, 681 032 Komsomolsk, Chabarowskij kr., pr. Lenina 76/3, kw. 4

In der faszinierenden, für Mutige geschaffenen Welt des Fallschirmsports erlebte Barbara Harzbecker schon goldene Zeiten:

Wie ein Pfeil durch die Wolken

Als Barbara Harzbecker im Februar 1955 geboren wurde, hatte die Geburtsstunde des DDR-Fallschirmsports noch gar nicht geschlagen. Von den Pioniertaten und Erfolgen vorangegangener Generationen inspiriert, gehört sie heute zu den Hauptdarstellern auf einer riesigen, azurblauen Bühne, die einst vor allem von sowjetischen Springern als Revier für diesen hinreißenden wie mutigen Sport entdeckt worden war. Daß der Fallschirm einmal ausschließlich zur Rettung in Not geratener Ballonfahrer, Luftschiffer und Flieger diente, kann sich die vierfache Weltmeisterin gar nicht mehr so recht vorstellen.

Ein Beitrag von Hans Richard Vollbrecht (Text) und Walter Grenz (Fotos)



Wie ein Pfeil durch die Wolken

Freispruch des mecklenburgischen Menschenschlags vom Verdacht der Steifnackigkeit wäre sie ein guter Anwalt. Die „Buchholzen", jetzt Harzbecker, stammt aus Hagenow. Es ging nicht um Titel und Medaillen, auch nicht um Rekorde, als sie an einem Spätsommertag des Vorjahres die Schar ihrer Mitstreiter und Anhänger magnetisch auf den Flugplatz von Eilenburg lockte. Es gab etwas zu feiern, was man Jubiläum nennt, und daß an dieser Jubelfeier dennoch eine Art DDR-Rekord hing, war schon der Rede wert: Barbara Harzbecker stieg zu ihrem 5000. Absprung auf. Diese Zahl hatte der zweieinhalbjährige Sohn Erik auf ein Stück Pappe gemalt und als seiner Mutti gewidmetes künstlerisches Erstlingswerk mit auf den Platz gebracht. „Schon allein deshalb war ich froh, daß ich es rechnerisch geschafft hatte, dieses Jubiläum nicht irgendwo, sondern zu Hause zu begehen."

Für das Defilee der Gratulanten und Erinnerungsgeschenke-Überbringer war auch ein „Doyen" eingeplant. Schon kurz nach Verlassen des Flugzeuges und noch während des freien Falls wollte Ehemann Gerd, auch ein Weltmeister, seine Bärbel ans Händchen nehmen und sie mit einem Küßchen in Ehren beglücken. „Aber er traf mich oben nicht. Der Wind war so stark, daß wir uns anstrengen mußten, dort zu landen, wo die Gratulationscour vonstatten gehen sollte. Kurze Zeit später haben wir das ‚Treffen' am Himmel über Phjòngjang nachgeholt. In einer Gruppe von jeweils fünf Frauen und Männern sprangen wir beide aus 1500 Meter Höhe als erste. Und da hat er mich unterwegs in den Arm genommen."

Barbaras erster Sprung liegt schon lange zurück. Sie war damals sechzehn, als sie im Mai 1971 in Magdeburg mit der Freundin („die mich zu diesem prickelnden Abenteuer ‚verführt' hatte") drei endlos scheinende Tage warten mußte, ehe ihre, wie sie sagt, unvergessene Stunde schlug. „Immer zuviel Wind, und ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben. Doch plötzlich hieß es, wir sollten einsteigen und dann in 800 Meter Höhe, bei sofortiger Öffnung des Schirms, aus dem Flugzeug springen. Plötzlich war mir ganz komisch zumute. Ich weiß nicht, ob ich auf dem Weg nach oben in meiner Erregung noch einmal alles überdacht habe, was ich nach den theoretischen und praktischen Prüfungen am Boden hätte genau beachten müssen. Am besten erinnere ich mich noch an die an-

Bei ihrem Anblick sich in die Idee zu verstricken, daß da seit Jahr und Tag tatsächlich ein Engel vom Himmel fällt, ist ein Vergnügen. Ihr zuzuhören, ebenfalls. Sie ist ernst zu nehmen, wenn sie mit sympathischem, gewinnendem Lächeln Geschichten über sich erzählt oder komplizierte Zusammenhänge ihres Sports erklärt. In ihrer angenehmen Art, sich mitzuteilen, redet sie um nichts herum, macht auch kein Gewese um die allemal wohltuende Würde einer vierfachen Weltmeisterin oder um die mehr als fünftausend Fallschirmabsprünge, die sie nun hinter sich hat. Für den

Die erste Phase des freien Falls: Kopfübersturz aus dem sowjetischen Anderthalb-Decker AN-2. Schon Sekunden später werden im Senkrechtfall mehr als 250 km/h erreicht (oben links).

„Diese Pose", sagt die Weltmeisterin, „nahm ich nur für den Fotografen ein" (unten).

Jubiläumsfeiern für die Dauerbrenner

Mit zunächst 12 000 und jetzt schon mehr als 13 000 Absprüngen ist der 48fache Weltrekordler Juri Baranow (UdSSR) „Jubilar der Jubilare" des Fallschirmsports. Die Jubelfeier fand am Himmel über Kolomna bei Moskau statt: „45 Springer, ich mittendrin, nahmen sich im freien Fall an die Hände und bildeten einen fünfzackigen Stern." Mit der Gründung des Aeroklubs Duschanbe verabschiedete sich der tadshikische Jugendrekordhalter im 800-m- und 1000-m-Lauf von der Leichtathletik. „Und als ich das erste Mal am Fallschirm hängend zur Erde schwebte, wurde mir die größte Mutprobe meines Lebens bewußt: Ich hatte die Hemmung überwunden, mich aus dem Flugzeug fallen zu lassen."

Die mehrfache Weltmeisterin und Weltrekordlerin Valentina Sakorezkaja (UdSSR) ist die erste Frau der Welt mit 9000 Absprüngen. „Diesen Jubiläumssprung vermerkte ich im 17. Sprungbuch meiner mehr als zwanzigjährigen Laufbahn. Wir verließen zu acht in 2000 m Höhe das Flugzeug, bildeten ohne Schirmöffnung einen Kreis, dann folgte oben am Himmel die Gratulationscour. Die Chance, diesen Rekord zu brechen, hat mit bisher 7500 Absprüngen meine Landsmännin Alexandra Schwatschko. Im Gegensatz zu mir ist sie noch nicht am Ende ihrer Laufbahn." Valentina Sakorezkaja hatte am 27. April 1964 zum ersten Mal auf der Türschwelle eines Flugzeugs gestanden, „und es war ein hinreißendes Gefühl, plötzlich die Erde von oben zu betrachten."

steckende Gelassenheit des Flugzeugpiloten, der uns mit väterlicher Fürsorge noch einmal alles plausibel machte und sagte, da könne gar nichts passieren. Dann sind wir gesprungen. Ein unbeschreibliches Gefühl, zum ersten Mal im Leben solcherart Angst überwunden zu haben. Bist du jetzt nicht ein Held? fragte ich mich. Und kaum hatte mich die Erde wieder, hörte ich so etwas wie eine innere Stimme sagen: Von diesem Sport wirst du wohl nie wieder loskommen – aus allen Wolken fallen, das ist ja irre…"

Nun ist Babara Harzbecker auf eine Schnapszahl aus. Wenn sie nach der diesjährigen Weltmeisterschaft in Ankara ihren Fallschirm für immer zusammenpackt, möchte sie in ihr zwölftes Sprungbuch die 5555. Eintragung machen. „Nach Adam Ries müßte ich das schaffen. Gleichwohl weiß ich, daß mehr als acht Sprünge pro Tag physisch wie psychisch nicht zu verkraften sind. Spätestens beim neunten ist man so groggy, daß ein Lerneffekt nicht mehr gegeben ist. Bei den Figuren, die der genauen Reihenfolge und Ausführung im freien Fall wegen meine höchste Konzentration erfordern, bevor ich überhaupt ins Flugzeug steige, beginnt das bereits nach dem sechsten. Meine fünfzehnjährige Praxis hat mich inzwischen fest daran glauben lassen, daß ein Sprung drei Stunden harter Arbeit gleichkommt."

Wenn sie neben den Sprungbüchern auch noch eins „für besondere Geschehnisse" geführt hätte, wäre dies ebenfalls schon zu einer stattlichen Lektüre gediehen. Erst nach 170 Absprüngen traf sie beim Zielsprung erstmals die Nullscheibe, „was bei allem guten Willen nicht gerade geeignet war, mein Talent zu unterstreichen". Bereits Weltmeisterin und mit der Erfahrung von Tausenden Sprüngen, fiel sie in doppeltem Sinne aus allen Wolken, als sie aus der Vogelperspektive die vertraute Straße nach Mörtitz mit der Straße nach Sprotta verwechselte. „Am Dorfrand hießen mich die verdutzten Bauern herzlich willkommen…"

Ein anderes Mal fand sie sich in einer Baumkrone wieder. Auch landete sie in einer Lichtung auf einem noch gefrorenen Maulwurfshaufen und brach sich das Bein. Als sie sich bei einem verzwickten Zielsprungmanöver schmerzhaft den Fuß verdrehte und der ärztliche Befund erneut Beinbruch lautete, fiel ihr plötzlich ein, daß dies am Freitag, dem Dreizehnten, und ausgerechnet auch noch kurz vor der Hochzeit passierte. „Wenn all die kleinen und größeren Wehwehchen, das oft endlose Warten auf besseres Wetter und die Zeit der Schwangerschaft nicht dazwischengekommen wären, könnte ich zu Ultimo meiner Karriere vielleicht sagen, ich hätte 6666 Sprünge gemacht. Aber unser Sohn hat eine solche Rechnerei nie aufkommen lassen. Seine Geburt war die glücklichste und wichtigste Stunde in meinem Leben."

Trainer Walter Greschner mit seiner „zweiten Frau", die er zu einer absoluten Weltmeisterin machte. Zuerst war es Irina Walkhoff-Hornig, nun Barbara Harzbecker.

✦

Sie erinnert sich gern an einen Sonnentag in der Pußta, als sie aus 4700 Metern ihren persönlichen Höhenrekord sprang. „In dem Hubschrauber, der mich nach oben trug, war für den Fall, daß ich unter Atemnot litt, eine Sauerstoffflasche befestigt. Aber ich brauchte sie nicht. Für die 4000 Meter im freien Fall benötigte ich eine knappe Minute, 700 Meter über der Erde öffnete ich den Schirm." Daß die Geschwindigkeit im freien Fall zwischen 260 und 280 km/h liegt, sei nicht nur am Rande erwähnt. Da kommt ein menschgewordener Pfeil, nur mit dem Fernglas auszumachen, vom Himmel geflogen! Ein Kopfübersturz mit angelegten Armen und den Händen als Steuer – wie bei den Skispringern, aber senkrecht! „Ideal ist die hunderprozentig vertikale Lage. Die schaffe ich jedoch kaum…"

Zu ihren guten Reminiszenzen gehört indes nicht die Weltmeisterschaft 1978 in Zagreb, als sie im zweiten von vier Figurenkomplexen mit der Horizontaldrehung links-rechts statt umgekehrt begann und dafür sechzehn Strafsekunden kassierte – sonst hätte sie die Goldmedaille gewonnen. „Im nachhinein ärgerte mich zusätzlich, daß ich für diesen zweiten Komplex nur 6,91 Sekunden benötigt hatte, was keiner Konkurrentin gelungen war. Meine reale Gesamtzeit von 29,68 Sekunden für die vier Komplexe wäre klar besser gewesen als die der Weltmeisterin Cheryl Stearns."

Noch immer ein ungutes Gefühl hat Barbara Harzbecker auch, wenn sie an die Weltmeisterschaftstage von Lucenec '82 denkt. „Als Zweite im Figurenspringen und mit nur einem Zentimeter Abweichung nach acht Durchgängen des Einzelzielsprungs war ich auf dem besten Wege, absolute Weltmeisterin zu werden. Doch beim neunten Sprung passierte es dann. Wegen zu starken Windes sowohl oben als auch unten am Boden bekam ich die Chance der Wiederholung. Obwohl sich unmittelbar über dem Landeareal die Bedingungen nun etwas gebessert hatten, waren sie insgesamt immer noch kompliziert. So kam bei mir in der entscheidenden Phase des Sprunges schon beizeiten das Gefühl auf, beim Anflug nicht nahe genug am Ziel zu sein – mit der Zeit lernt man, was in solchen Situationen noch möglich oder partout nicht mehr zu reparieren ist. Dann bin ich ‚abgesoffen', wie wir sagen, und verfehlte die Zielscheibe um 2,07 Meter. Damit verflogen die schönsten Träume."

Barbara Harzbecker gesteht, daß sie damals – den Spatz doch schon in der Hand – sehr traurig war. „Doch diese Grübelei hat bei mir nicht lange angehalten. Man muß auch mit einer aus heiterem Himmel gekommenen Niederlage fertig werden. Der nächste Tag, sage ich mir immer, ist schon ein neuer Tag, und wenn dir das morgen nicht mehr passieren soll, mußt du schon heute – jetzt gleich! – anfangen, es besser zu machen. Mit dieser Maxime bin ich früher nicht so konsequent umgegangen wie heute. Der Sport hat mich nicht nur mit einem gesunden Ehrgeiz ausgerüstet, sondern mich auch dazu gebracht, Fehler nicht in objektiven Schwierigkeiten, sondern zuallererst bei mir selbst zu suchen." Deshalb ist sie heilfroh, bei den Fallschirmspringern des SC Dynamo Hoppegarten in ein Kollektiv geraten zu sein, in dem die Arbeit an sich selbst bei keinem je ein Ende hat. „Das gilt für den Weltmeister genauso wie für den Neuzugang. Anders würde unser Sport, in dem wir ja auch noch Erfolg haben wollen, nicht funktionieren." Und siehe da: Zwei Jahre später, in Vichy, war

Atemberaubende Rekorde am blauen Himmel

Es gab einmal eine Zeit, da eröffneten sich (ohne die noch nicht exakt meßbare Dauer von Figurensprüngen) 320 Möglichkeiten, sich in die Weltrekordstatistik einzutragen. Allein 32 boten sich im Einzel-, gar 224 im Gruppenzielsprung. Das lag an den verschiedenen Absprunghöhen und den zahlreichen zeitlichen Schirmöffnungsvarianten, der Unterteilung in Tag- und Nachtsprünge sowie an den Gruppenstärken von drei bis neun Personen. Dieser Inflation von Rekorden wurde eines Tages ein Ende gesetzt, dennoch ist die Zahl von gegenwärtig 34 immer noch zu hoch, zumal es bei Weltmeisterschaften ungleich weniger Disziplinen gibt. Einige der interessantesten Rekorde seien hier genannt:

Die Höhensprung-Weltrekorde halten bei den Männern Andrejew mit 24 500 m, bei den Frauen Fomitschewa (beide UdSSR) mit 14 800 m im freien Fall (ohne Schirmöffnung).

Mit Filinkowa (UdSSR) übertraf im Einzelzielsprung eine Frau sogar die Männer: Sie traf 22mal hintereinander die Nullscheibe, bei der 23. Landung verfehlte sie diese um einen Zentimeter. In dieser Disziplin gibt es auch Weltrekordler bei Nacht: Milowanow (UdSSR) bei den Männern mit 18mal Null plus 0,03 m, Stearns (USA) bei den Frauen mit 13mal Null plus 0,03 m. Dabei handelt es sich um eine Zielscheibe von 5 cm Durchmesser. Vor der WM 1982 hatte diese noch 10 cm Durchmesser, doch eine radikale Verkleinerung war ein Gebot der Stunde, weil die Nullsprünge und immer häufiger notwendig werdendes Stechen überhandnahmen und alle Zeitpläne sprengten.

Figurensprung-Weltrekordler sind bei den Männern Zhu Jianzhong (China) mit 5,6 s und bei den Frauen Stearns mit 6,3 s. Die mehrfache Weltmeisterin Irina Walkhoff-Hornig (DDR) brachte es 1981 in Ungarn auf 6,12 s, doch konnte diese Leistung zur Weltrekordanerkennung nicht eingereicht werden, weil nur zwei statt drei Schiedsrichter der Weltföderation (FAI) anwesend waren.

Im Formationssprung/Sequenzen brachten es die USA bei den Männern und Frauen auf 72- bzw. 48-Personen-Formationen, im Kappenformationsspringen auf 28 Personen übereinander.

Es gibt auch eine Kappen-Geschwindigkeitsformation. In dieser Disziplin für acht Springer benötigten bis zur 100prozentigen Formationsbildung Australiens Männer nur 55,77 s.

Dr. Dieter Strüber

Wie ein Pfeil durch die Wolken

Barbara Harzbecker zweifache Weltmeisterin – mit den Plätzen eins im Ziel- und sechs im Figurensprung eine „absolute“ sogar!

✦

Sie stand in der Schule immer auf einer glatten Zwei. Mit dem Angebot, auf die EOS zu gehen und das Abitur zu machen, konnte sie sich nicht anfreunden. „Ach nee“, hat sie gesagt, „es geht auch ohne.“ Heute würde sie so etwas selbst nicht mehr verstehen: „Aber der sensiblen, unselbständigen, mit wenig Ehrgeiz und Selbstbewußtsein ausgestatteten Barbara Buchholz ist damals nichts Klügeres eingefallen.“ Spätestens während der Schweriner Zeit als medizinisch-technische Laborassistentin regte sich jedoch in ihr das feine Gespür für die scheinbaren Besonderheiten ihres Lebens. „Ich dachte daran, daß man es mit mir, einem Arbeiterkind, immer nur gutgemeint hatte. Es waren ja nicht nur die Schulmilch und die Schulbücher, für die ich nie auch nur einen einzigen Pfennig habe bezahlen müssen. Dazu gehörte eben auch das vertrauensvolle Drängen, auf die erweiterte Oberschule zu gehen und dann mehr zu wissen als ich wollte. Plötzlich fand ich, daß der Umgang mit unsereins geradezu herausforderte, keine Chance leichtfertig zu verspielen und alles Vertrauen zu rechtfertigen. Ich glaube, mir fehlte damals zuallererst die Courage.“

Und die hatte sie, als sie 1975, zwanzigjährig, den Antrag stellte, Mitglied der SED zu werden. Heute begründet die zu jener Zeit noch unerfahrene, aber mit allen guten Vorsätzen ausgestattete Fallschirmspringerin diesen Schritt mit einem knappen, ganz einfachen Satz: „Ich wollte nie außerhalb stehen und mir das Recht erwerben, Pflichten zu übernehmen.“ Ihr Trainer Walter Greschner und der damalige Parteisekretär, Exweltmeisterin Jutta Irmscher, schrieben in ihre Bürgschaften, daß sie Barbara großes Vertrauen schenken, rieten ihr aber auch, bei allem Trainingsfleiß und Leistungsstreben nicht zu vergessen, daß hinter einem sportlichen Sieg auch eine Persönlichkeit stehen muß, zu der man aufschaut. Besonders für einen Genossen sei das wichtig.

„Beide“, sagt Barbara Harzbecker, „waren genau die richtigen Bürgen für mich. Bescheidene und sympathische Leute, denen ich mich getrost anvertrauen konnte, die jederzeit Zeit für mich hatten. Fleißig und umsichtig, souverän umgehend mit ihrem profunden Wissen. Des gemeinsamen Erfolges wegen immer darauf bedacht, daß einer für den anderen einstehen muß, niemand zurückbleibt und der Stärkere den Schwächeren stark machen muß. Ich hatte anfangs zuweilen das Gefühl, Walter Greschner würde viel zu hohe Anforderungen an mich stellen. Aber w i e er mir alles begreiflich machte, war Klasse. Er überzeugte mich, daß nur harte Arbeit das Talent heiligt und ohne Leidenschaft und Selbstüberwindung niemand Weltmeister wird. Wo, frage ich mich manchmal, hättest du je einen besseren Trainer gefunden als ihn? So hat sich in der verschworenen Gemeinschaft der Fallschirmspringer meine ganze Persönlichkeit entwikkelt. Das Schulmädchen aus Hagenow ist nicht nur älter, sondern auch klüger, ehrgeiziger, reifer und bewußter geworden. Als ich mir eines Tages vornahm, auch einmal Weltmeisterin zu werden, habe ich mich manchmal selbst nicht wiedererkannt.“

Fürs Fotoalbum der Familie: das Ehepaar Barbara und Gerd Harzbekker mit Sohn Erik. Übrigens war die Mama drauf und dran, Tänzerin zu werden. „Aber nach zehn Jahren löste sich unsere Tanzgruppe auf. Dann haben mich meine Freundin und deren Schwester zum Fallschirmsport gelotst“ (unten).

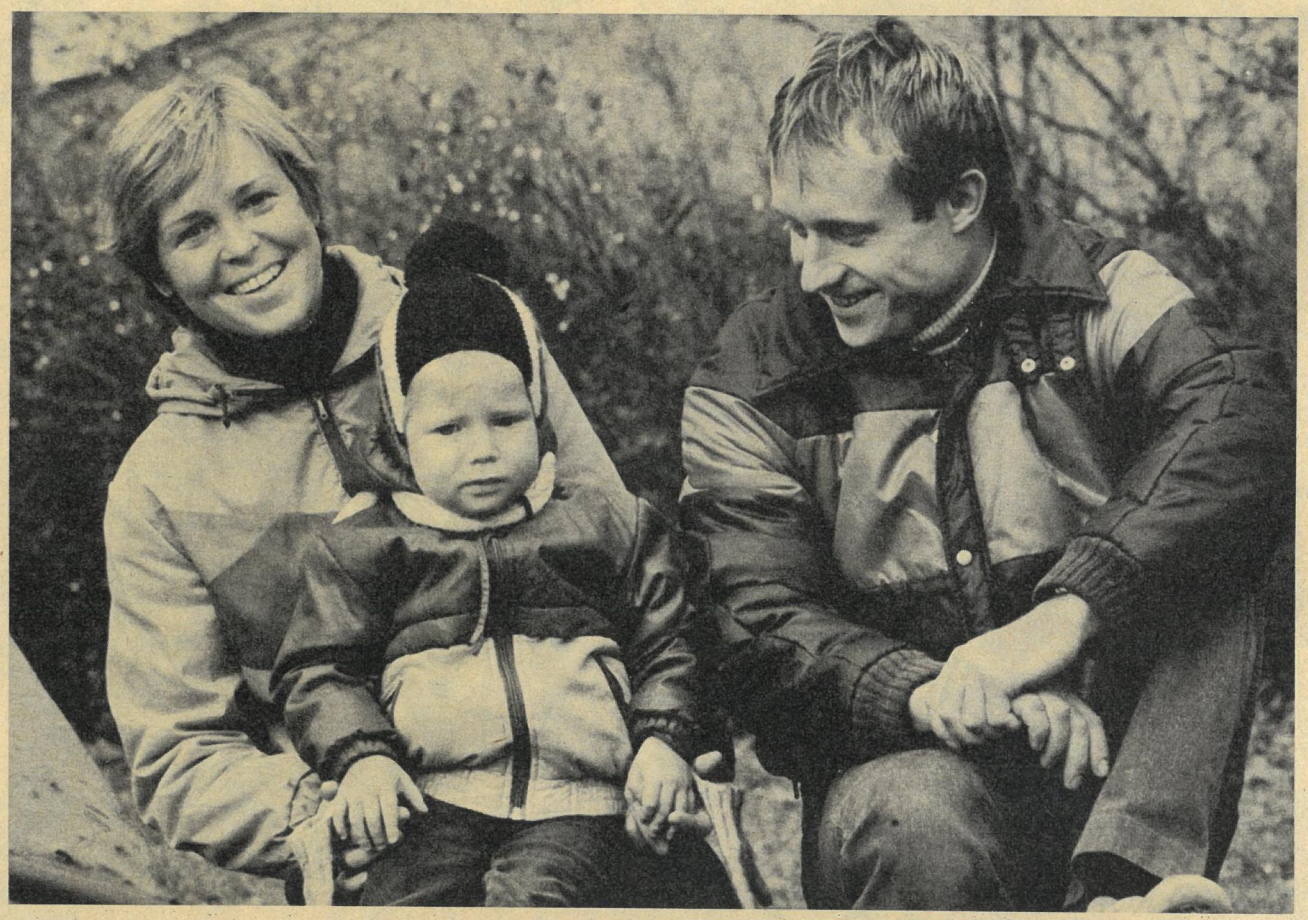
Also Babara Harzbecker: Vierfache Fallschirm-Weltmeisterin, Oberleutnant im Wachregiment „Feliks Dzierzynski“, nach sehr guten Studienergebnissen jetzt Heimerzieherin, verheiratet mit einem Weltmeister, Agraringenieur und künftigen Agrarflieger. „Gerd gefiel mir auf Anhieb. Er sah nicht nur gut aus, er hatte auch eine so herzerfrischende Art. An seiner Seite ging alles noch leichter.“ Vor drei Jahren haben beide eine Familie gegründet. Sie wohnen in Eilenburg, wollen dort auch bleiben, wenn unter das Kapitel Fallschirmspringen ein Schlußstrich gezogen ist. Wann Gerd Harzbecker seinen Schirm endgültig vom Rücken nimmt, darüber wird zwar zuweilen gesprochen, aber noch nichts entschieden. Er hat ebenfalls schon mehr als 5000 Sprünge gemacht und wird in dieser Beziehung seine Bärbel eines Tages übertreffen. „Aber nicht, bevor ich abtrete“, sagt s i e. Mit mehr als zehntausend Absprüngen halten beide den Rekord für Ehepaare bereits jetzt. Elftausend werden wohl noch zusammenkommen…

Ob es in der Kürze der noch verbleibenden Zeit einmal zu einem „richtigen“ Rekord reicht, darüber zerbricht sich die Weltmeisterin nicht den Kopf. Siegen ist wichtiger. Obwohl die Weltrekord-Statistik jeden in Staunen versetzt, ist sie ein Buch mit sieben Siegeln. Am ehesten wäre möglich, einen jetzt mittels Elektronik und Video exakt erfaßten Figurenkomplex in weniger als 6,3 Sekunden zu meistern. Aber wie sollen 22 „Nuller” beim Einzelzielsprung überboten werden? DDR-Cheftrainer Dr. Dieter Strüber meldet Bedenken an, „daß rekordbringende Nullserien innerhalb von zwei Wochen ersprungen und sogar durch andersartige Sprünge unterbrochen werden dürfen – wo doch dieser Zeitraum, zumeist auch noch mit idealen Bedingungen im Bunde, bekanntlich jegliche Wettkampfdauer übersteigt!“

✦

Für die kleine Schar der Himmelsstürmer des SC Dynamo Hoppegarten genügt am Rande des Eilenburger Flugplatzes ein Haus in der Größe einer Villa. Am Wald ringsum liegt es nicht, daß man in diesem Haus zeitweise eine Stecknadel zur Erde fallen hört. Zu jeder Jahreszeit sind seine Bewohner draußen auf dem Platz. Sie springen auch bei Frost, und allzuoft müssen sie sich in der Geduld eines Bären üben und warten – denn niemand schiebt ihnen auf Zuruf die Wolken beiseite. Als die „Buchholzen“ in diesem Haus zum ersten Mal über die Korridore ging, kam sie sich wie ein Abc-Schütze vor, der sich in die altehrwürdigen Flure einer Universität verirrt hatte. Auf Schritt und Tritt begegnete sie gekrönten Häuptern, die in der Welt dieses Sports nicht nur herumgekommen, sondern auch schon zu Ruhm und Ehren gelangt waren. „Und an meiner Seite Irina Walkhoff-Hornig, die sich damals schnurstracks auf dem Weg befand, die weltbeste Fallschirmspringerin ihrer Zeit zu werden. Die Frage an Sportler nach ihren Vorbildern ist ja nicht neu. Ich nenne da immer Irina. Nicht nur, weil sie die beste und aufregendste Springerin war, die ich kannte. Auch ihre Lebensart färbte auf mich ab. Meistens habe ich das gar nicht gemerkt…“

Zusatzfotos: H.P. Beyer, Klaus Oberst

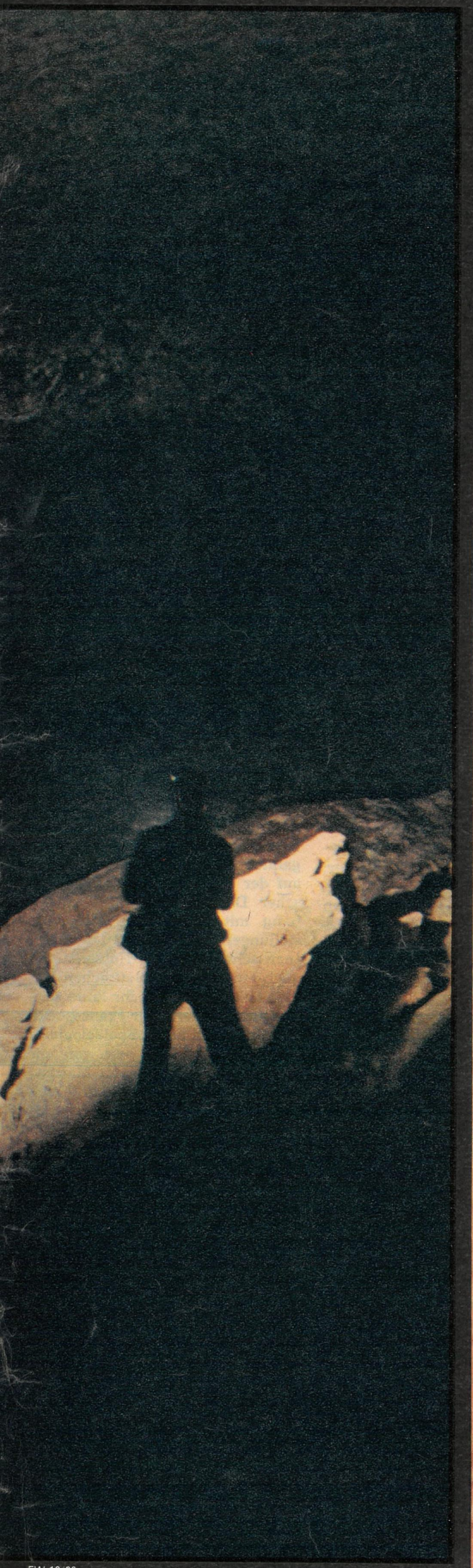


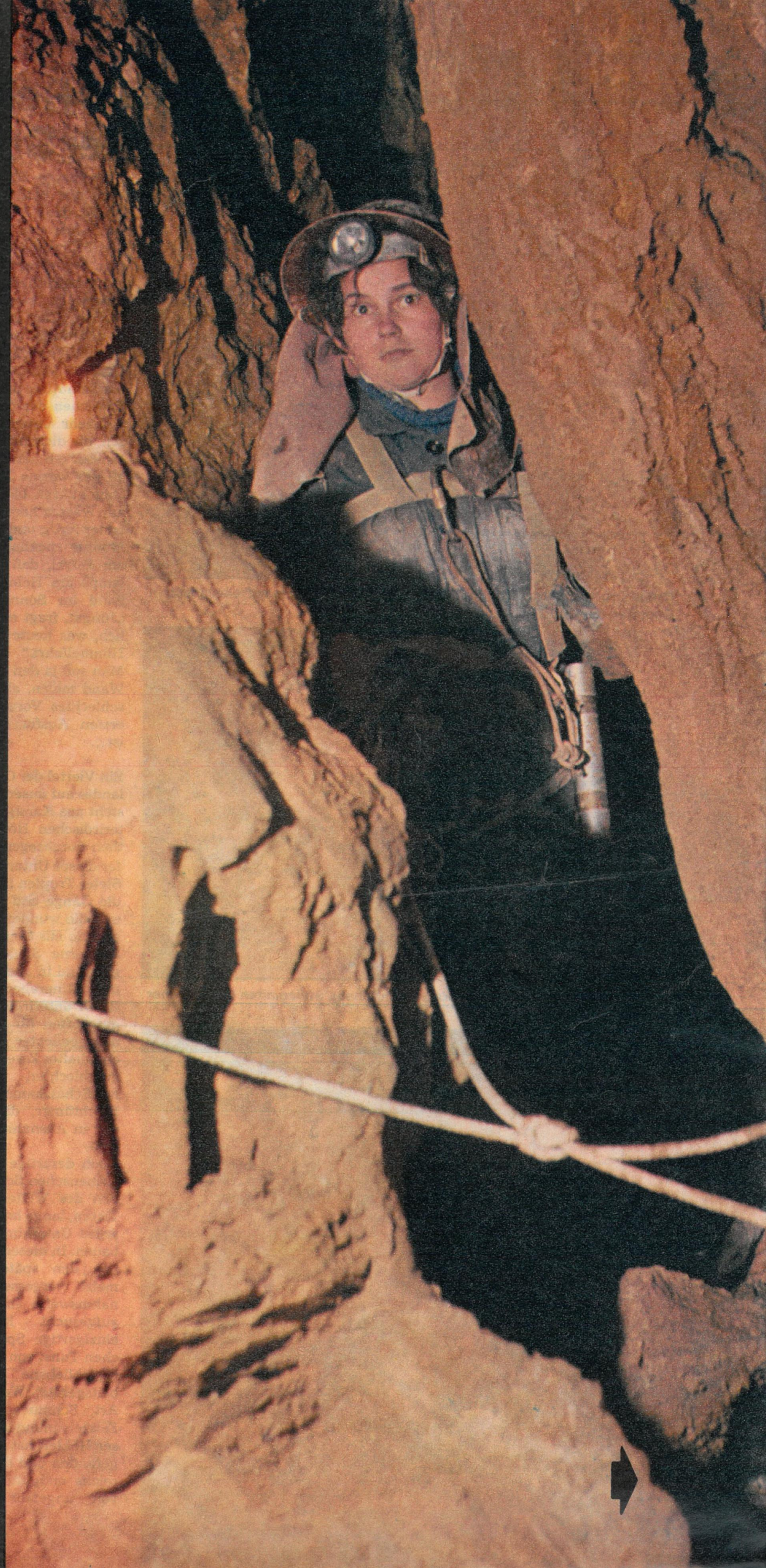
Der 9. September 1985. Jubiläumsfeier für Barbara Harzbecker – sie begeht die 5000. „Wiederkehr“ ihres ersten Absprungs mit einem Fallschirm (Fotos links). Alle DDR-Springerinnen und auch ihr Ehemann, Weltmeister wie sie, haben ihr in dieser Beziehung den Vortritt lassen müssen. Die erste „4000erin“ hieß übrigens Irina Walkhoff.

Im Reich der Stille

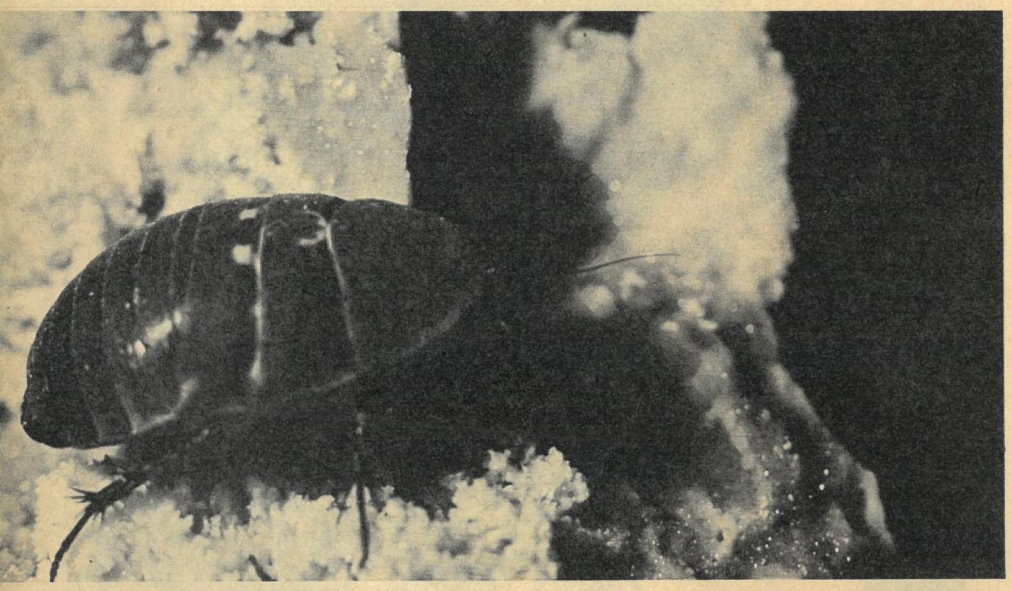
erlebte unser Moskauer Korrespondent Dr. Dietrich Pätzold (Foto links) ein Höhlentraining in den Katakomben von Kisilichin

Die Höhlenkunde ist eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Die erste Speläologen-Gesellschaft wurde 1895 in Frankreich gegründet. Wer in die Geheimnisse der Unterwelt eindringen will (Foto rechts beim Einstieg in eine Höhle), muß nicht nur mit den Gerätschaften eines Bergsteigers umzugehen verstehen. Zum Trainingsprogramm der sowjetischen Höhlenforscher gehört auch das Überleben unter extremen Bedingungen.

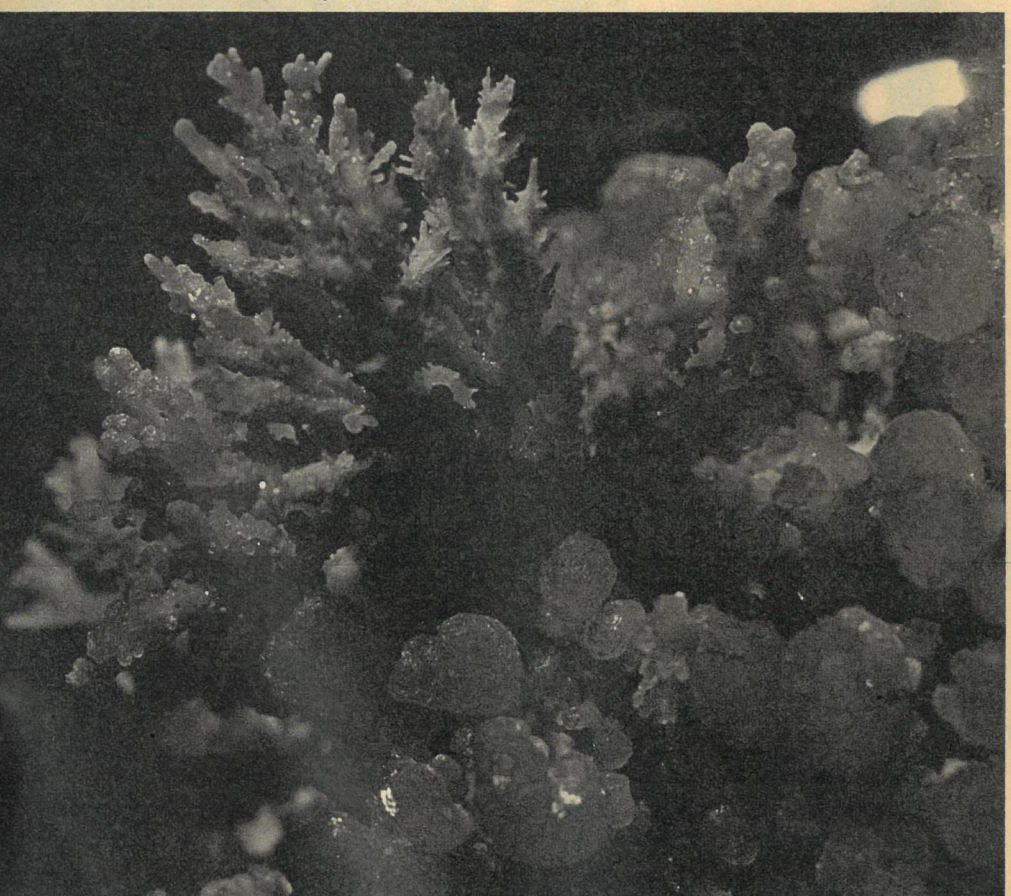




Große Grotten (vorangehende Seiten) wurden vor allem in mittelasiatischen Gebieten der UdSSR bekannt.



Tote und lebende Höhlenwelt: Stalagtiten (oben), Stalagmiten (unten), aber auch Schaben (in der Mitte).



Im Reich der Stille

Eine knappe Stunde Fahrt vor die Tore der Stadt: Chaussee, Landstraße, dann nur noch eine Lehmspur über den Acker. Doch auch der Feldweg ist schließlich an einem Steilhang zu Ende. Die Nachrichtensprecherin im Autoradio hat unterwegs zwanzig Wärmegrade für den Tag in Aussicht gestellt, und weithin wolkenloser Himmel scheint ihr recht zu geben.

Unsere Männergesellschaft aber hat kein Auge und kein Ohr für das Erwachen der Natur. Wir klauben vielmehr unsere langen Unterhosen, die dicken Skipullover und die Wollsocken heraus und kriechen in all das warme Zeug. Die Rindviecher glotzen blöd von der Tränke am Wasser herauf. Wolodja ist als erster fertig und wirft sich in voller Montur rücklings auf den Rasen am Hügel, daß seine Bergmannslampe am Helm wie von Zauberhand im Sonnenlicht aufflammt. „Jungs", fragt er, „wißt ihr eigentlich, was heute für ein Tag ist? – Himmelfahrt."

Man soll ja den Teufel nicht an die Wand malen, aber wenn das kein schlechtes Vorzeichen für meinen ersten Ausflug in die Unterwelt ist…

★

Ein Viertel der Oberfläche des Festlandes auf unseren Kontinenten besteht aus Karstgestein, das von unterirdischen Höhlen und Labyrinthen durchzogen wird. Der Schöpfer dieser Unterwelt ist das Wasser: Steter Tropfen hat in Jahrmillionen die Gänge und Schächte gegraben und die wundersamsten Phantasiegebilde aus Stein entstehen lassen. Steinerne Säulen und Girlanden, glitzernd in allen Farben, zu denen nur Mineralien fähig sind. Ein Reich unterirdischen Zaubers, wie geschaffen für Sagen und Legenden: beliebter Tummelplatz märchenhafter Zwergen- und Drachengeschlechter, geheimnisumwobener Schatzkammern unermeßlicher Reichtümer, die den Sterblichen nur in Ausnahmefällen zugänglich sind.

Doch derartige Höhlen gaben den Urmenschen Schutz vor den Unbilden des Wetters und vor wilden Tieren, lange bevor sie lernten, sich selbst Unterkünfte auf der Erde zu bauen. In diesen Zufluchtsstätten – von den späteren Generationen meist vergessen und nur ausnahmsweise in Notzeiten wieder aufgesucht – hinterließen sie uns einzigartige Spuren ihres urzeitlichen Tuns: von den Mahlzeiten übriggebliebene Tierknochen, Arbeitsgeräte, Waffen, Gefäße aller Art, Schmuck und faszinierende Felszeichnungen. In der Stille dieser Höhlen hat der Mensch zu sich gefunden und die Fesseln des Tierreichs endgültig gesprengt. Nicht von ungefähr beginnt Michail Romm sein mahnendes Filmwerk „Der gewöhnliche Faschismus" gerade mit Bildern von steinzeitlichen Fresken…

Die ersten Wissenschaftler der Neuzeit, die für ihre Forschungen von den wiederentdeckten Höhlen unserer Erde profitierten, mögen also die Archäologen gewesen sein. Allerdings ist auch überliefert, daß zum Ausgang des Mittelalters schon die Heilkunde ihr Interesse an der unterirdischen Bergwelt bekundete. Hatte man doch bemerkt, wie dort so manches Leiden auf wundersame Weise behoben wurde: Asthmakranke blieben ohne Hustenanfälle und litten keine Atemnot mehr. Im 17. Jahrhundert linderten in stillgelegten Goldminen Rheumakranke ihr Leiden. (Was sich nach dem heutigen Forschungsstand aus den Besonderheiten des sehr stabilen Mikroklimas in den Höhlen und der fast sterilen Luft dort erklären läßt).

Die ersten Felsinschriften auf dem Territorium der UdSSR stammen aus dem Jahr 1268 und wurden in Estland aufgefunden. Vom Ende des 17. Jahrhunderts gibt es Hinweise auf Eishöhlen an der Wolga. Aus dem 18. Jahrhundert erreicht uns eine ganze Reihe geographischer Beschreibungen von Höhlen im Ural und in Sibirien. Ihre Erforschung war aber bis zu den Tagen der Revolution auf Einzelgänger beschränkt, die meist untrainiert waren und nur eine unzureichende Ausrüstung hatten. So wurden in der gesamten Literatur nur leicht zugängliche Höhlen beschrieben. Erst in den zwanziger Jahren begannen komplexe Untersuchungen auf der Basis detaillierter geologischer Daten, die im Zusammenhang mit praktischen Aufgabenstellungen vorgenommen wurden. Inzwischen hatte die Höhlenkunde auch einen wissenschaftlichen Namen bekommen, den ihr Ende vorigen Jahrhunderts der Franzose Riviere gegeben hatte: Speläologie.

„Immer wieder will man von mir wissen", erzählt Wladimir Malzew, Chef der Speläologischen Abteilung bei der Moskauer Rettungswacht, „was denn wir Speläologen eigentlich machen: einem Hobby nachgehen wie Wandern und Schwimmen, Leistungssport betreiben wie Fallschirmspringen und Alpinistik oder die Natur erforschen wie Meereskunde und Geologie? Ersetzt man in dieser Frage das ‚oder' durch ‚und', dann hat man die Antwort darauf. Höhlenkunde kann man nur vor Ort betreiben. Dazu muß man klettern und schwimmen und tagelang sich selbst versorgen können, in unterirdischen Zeltlagern übernachten. Wer zu einer neuen entdeckten Höhle vorankommen will, muß aus den Luftströmungen und den geologischen Strukturen den weiteren Verlauf möglichst exakt prognostizieren können. Um – bildlich gesprochen – nicht jahrelang in der falschen Richtung herumzuirren!

Zum Überlebenstraining für Speläologen gehört das Aufnehmen von Tau mit einem speziellen Trinkröhrchen.

Das geht nicht mehr ohne moderne mathematische und naturwissenschaftliche Verfahren."

Wolodja kennt die meisten Höhlen des Landes, geht mehrmals im Jahr auf Expeditionen, fotografiert leidenschaftlich die Welt unter der Erde und dringt immer tiefer vor. „Die ersten sowjetischen Speläologie-Sektionen entstanden in den Jahren 1958 bis 1962. Der erste Allunionskongreß fand auf der Krim statt. Seit 1977 leitet das Komitee für Speläotourismus des Zentralrats für Tourismus und Exkursionen des Gewerkschaftsverbandes die Arbeit. Zwei Jahre später wurde die nationale Assoziation der sowjetischen Höhlenforscher Mitglied des Internationalen Verbandes der Speläologen. Von 1962 bis 1980 wurden allein 3500 Höhlen und Labyrinthe in der Sowjetunion entdeckt und erkundet. Betrug der ‚Tiefenrekord' 1959 gerade 100 Meter (auf der Krim), so konnten wir vor zwei Jahren in der ‚Sneshnaja' (im Kaukasus) auf fast 1400 Meter vorstoßen. Die Höhle wurde damit zur zweittiefsten der Welt."

Bei der Vorbereitung jenes Berichtes (FW 11/84) hatte ich Wolodja kennengelernt. Seither war unser Kontakt nicht abgerissen. Immer wieder mal kam er, brachte neue Fotos und erzählte von der Unterwelt. Bis ich meinen ganzen Mut zusammennahm und ihn eines Tages fragte, ob er mich nicht mal mitnehmen könnte...

★

Eine Ewigkeit muß es her sein, daß mich Wolodja und sein Freund hier mit dem Proviant im Kreuzgewölbe zurückgelassen haben: Jeder in einer anderen Richtung, um den durch eine Verschüttung verlorenen Weg aus dem unterirdischen Labyrinth wieder aufzufinden. Die Kisilichinsker Katakomben bei Moskau zählen zur Anfänger-Kategorie. Doch die Welt unter der Erde sei unberechenbar, hatte ich noch in einer Broschüre zur Vorbereitung gelesen. Sie lebe nach ihren eigenen Gesetzen, gegen die man nicht ungestraft verstoßen darf. Dazu gehört: keinen Gegenstand, und sei es ein von Vorgängern verlorenes Taschentuch, aufheben und beiseite räumen! Gerade das kann der Orientierungspunkt für jemand anderes sein, der jetzt irgendwo in den Nachbarstollen nach dem Ausgang sucht. Und vor allem: Niemals in Panik geraten. Keine hastigen und unüberlegten Bewegungen machen. In ausweglosen Situationen nichts auf eigene Faust unternehmen, sondern an Ort und Stelle sitzenbleiben und auf Hilfe warten. Das ist leichter gesagt als getan. Die Kälte kriecht in den Körper. Und dann diese verdammte Einsamkeit.

Gibt es wirklich noch die Welt da oben, ein Dutzend Meter über mir? Vielleicht sind d a s die eigentlichen Fiktionen, die Traumgebilde, die mich plagen: Der Fluß und der Berghang mit der Wiese und den Kühen... Der Einstieg dann durch das schmale Felsloch. Eher ein Schlitz zwischen den Zähnen einer steinernen Mausefalle.

Den Schalter meiner Taschenlampe betätige ich nur noch in immer größeren Zeitabständen. Das schwindende Licht der erschöpften Batterien bietet der Finsternis sowieso kaum noch Einhalt. Diese Stille! Ich zucke zusammen. Polternd gleitet meine Lampe aus den klammen Fingern und verschwindet im Nichts. Dumpf tönt es wie ein Echo hinter mir. Ein schwarzer Schatten kriecht über mich hinweg. Das Herz trommelt: vorbei, endlich vorbei. Denn, wo kein Licht ist, gibt es auch keinen Schatten.

Wo Stimmen sind, müssen auch Menschen sein. Wolodja taucht hinter der Steinsäule auf, in der Hand meine Taschenlampe, die ihm entgegengerollt war...

Welche „Wiedergeburt" auf Erden! Die Luft funkelt in allen Farben und nimmt mir für Sekunden den Atem, bis der Pulsschlag wieder seinen normalen Rhythmus gefunden hat.

Fotos: W. Malzew (3), O. Bartenjew, M. Pereladow (je 2)

Im nächsten Heft:

Hafen vor Generalprobe

Klaipedas „heiße Phase" – FW-Reporter erlebten im neuen Fährhafen am Kurischen Haff die Montage der Fährbrücke.

Wohl verwahrt in Magazinen

... sind für die nächsten Jahre die meisten Schätze der Moskauer Tretjakow-Galerie. Sie wird rekonstruiert und erweitert. Ein Beitrag über Geschichte und Zukunft dieser Stätte der schönen Künste.

Foto: A. Paszkowiak

Entdeckung eines Gebirges

Tourismus-Gespräch mit dem Berliner Geographen Professor Dr. Markuse.

Mausohr & Co.

Expedition zu einem neu entdeckten Fledermausquartier – inzwischen staatliches Schutzgebiet – in der Volksrepublik Polen.

Foto: K. Rudloff

17 und drei Millionen

Fündig geworden auf der Suche nach dem kleinsten und dem größten Klub der Welt, stellen wir „Goldener Puck" und „Die Hunderter" vor, bei denen Oleg Blochin (links im Bild) dienstjüngstes Mitglied ist.

Foto: TASS/I. Utkin

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

GREIFVÖGEL

der Sowjetunion – 9
(Abschluß der Serie)

Habichtsadler

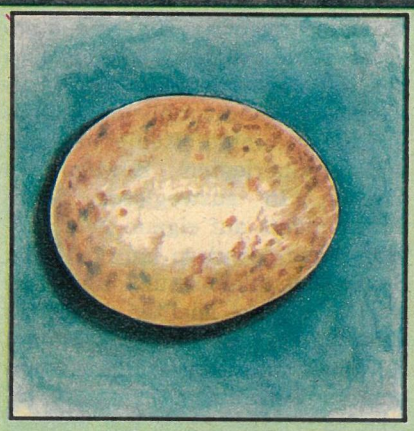
Idealtyp des wendigen und kraftvollen Beutegreifers sind die Habichte. Dabei entspricht der Habichtsadler weitgehend ihrem „Bauplan", nur ist er bedeutend größer als Habichte sonst und wirkt hochbeiniger mit seinen kräftigen Ständern. Die Fänge jedoch mit der stark gebogenen Tötungskralle an der Hinterzehe erinnern an einen Adler. Dieser Greif ist ein so rasanter Jäger, daß er Beutetiere bis zum Doppelten des eigenen Körpergewichts nahezu mühelos überwältigt. Habichtsadler jagen auf verschiedene Weise: Entweder sitzen sie gedeckt auf einer „Warte" und lauern der Beute auf oder sie machen am Boden ihre Nahrungstiere im niedrigen Suchflug aus. Jede Deckung nutzend „schleicht" sich der Räuber auf seinen Schwingen an das Opfer heran; Vögel dagegen werden in kurzem Nachsetzen mit Höchstgeschwindigkeit eingeholt und geschlagen. Selbst so große Beute wie Reiher oder Storch wird durch die Wucht des Aufpralls und den Zugriff der dolchartigen Krallen noch in der Luft getötet. Derartige Vielseitigkeit bei der Jagd zeigen nur wenige Greifvögel. Habichtsadler sind in ihrem Lebensraum – vor allem offene Gebirgswälder und Buschsteppen – an eine bestimmte Höhe der Jahresdurchschnittstemperatur gebunden. Eine Ausnahme bildet lediglich das Vorkommen rund um den Baikalsee; die dort angesiedelten Exemplare ziehen allerdings im Winter südwärts. Habichtsadler auf dem Territorium der Sowjetunion schreiten erst im späten Frühjahr zur Brut. Die Horste werden meist auf hohen Bäumen errichtet (manchmal auch in Felswänden oder auf Ruinengemäuern). Schrille Rufe künden von Paarungsstimmung, die

sonst so heimlichen Vögel sind durch ihre auffälligen Balzflüge weithin zu erblicken. Nachdem die Jungtiere schlüpften, müssen beide Altvögel große Mengen Beute herbeischaffen, um den Nachwuchs zu sättigen. Reichlich zwei Monate später beginnt für die Jungen eine anstrengende und gefährliche Zeit des „Bettelflugs". Da erlernen sie von den Eltern die verschiedenen Arten des Aufspürens und Schlagens der Beutetiere, bleiben aber noch auf Fütterung angewiesen.

Text: Dr. D. Minnemann, Fotos im Berl. Tierpark: M. Barz, Vignetten: Regine Kempf; Redaktion der Serie: H. Frosch

IN STICHWORTEN:

Vogeltyp:	**Greifvogel, Habichtstyp**
Verbreitung:	**Subtropische und tropische Regionen Eurasiens und Afrikas**
Merkmale:	**Hochbeinig, kurze, abgerundete Flügel, schmaler Stoß, Unterseite mit typischer Habichtsbänderung**
Nahrung:	**Kleine Säuger, mittelgroße Vögel sowie auch Reptilien**
Brutbiologie:	**1–2 (seltener drei) Eier**



UNSERE FRAGE:
Wie lautet die jagdliche Bezeichnung für das Männchen des Habichts? – Ihre Antwort auf Postkarte mit Marke „Greifvögel 9" bis 24. Juni an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung erfolgt in Heft 14.

So war es richtig in Heft 10: Ein echter Zugvogel ist der Wespenbussard (b). – Es gewannen: 100,– M – A. Weichelt, Rathen; 75,– M – H. Nicolai, Belzig; je 50,– M – E. Dombrowski, Meerane, E. Schmidt, Mühlhausen, W. Schulz, Pulsen.